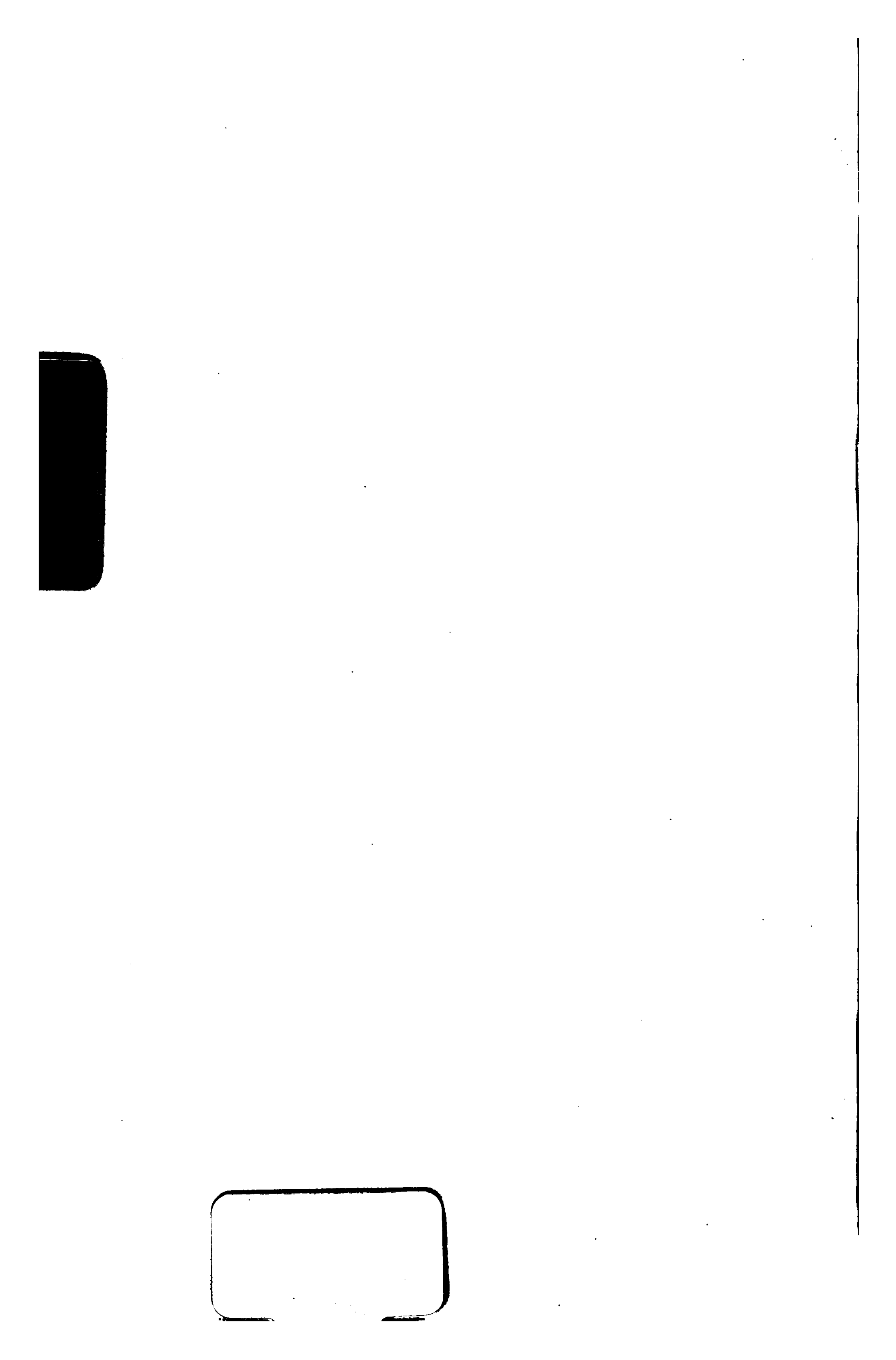
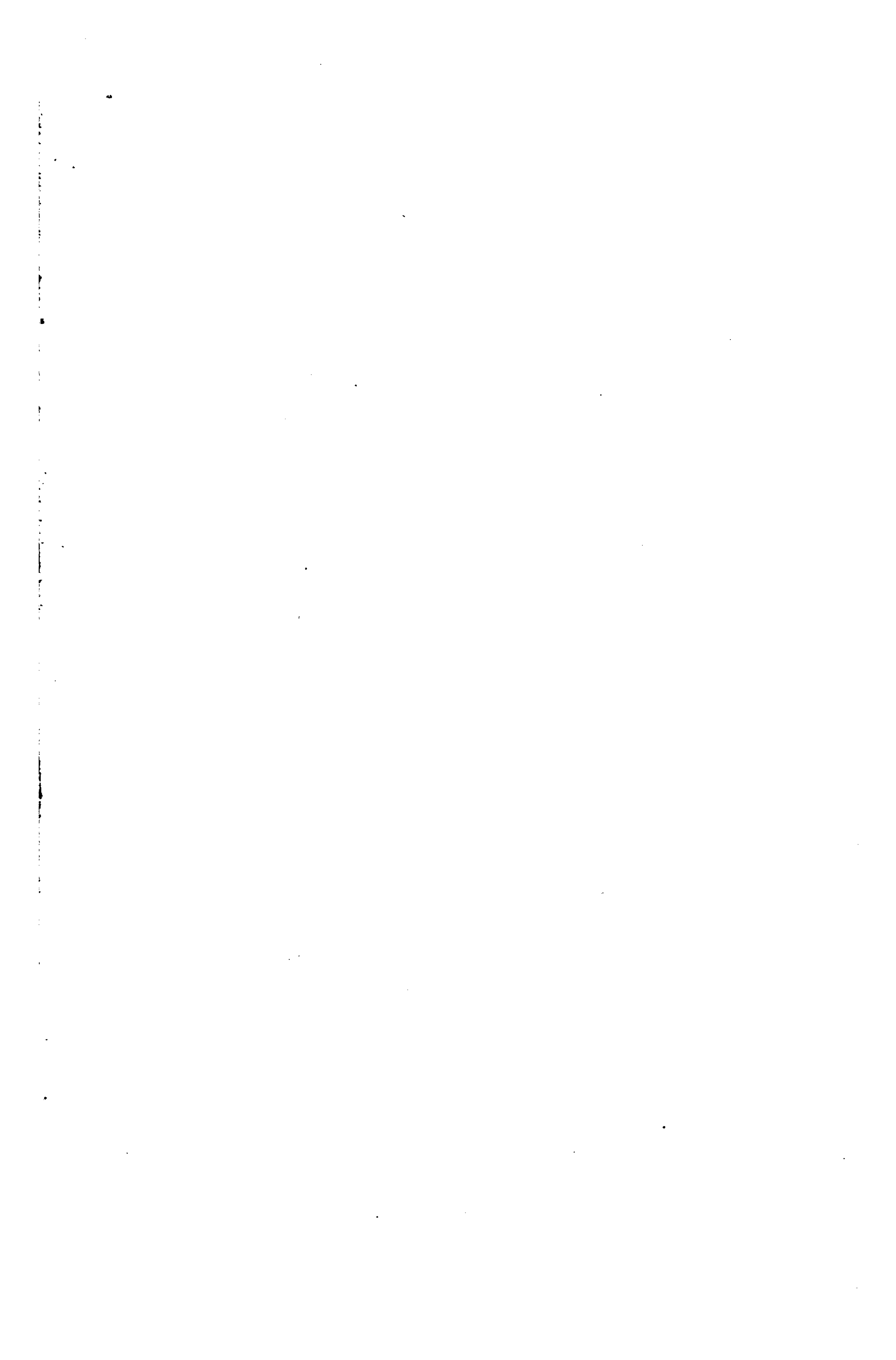
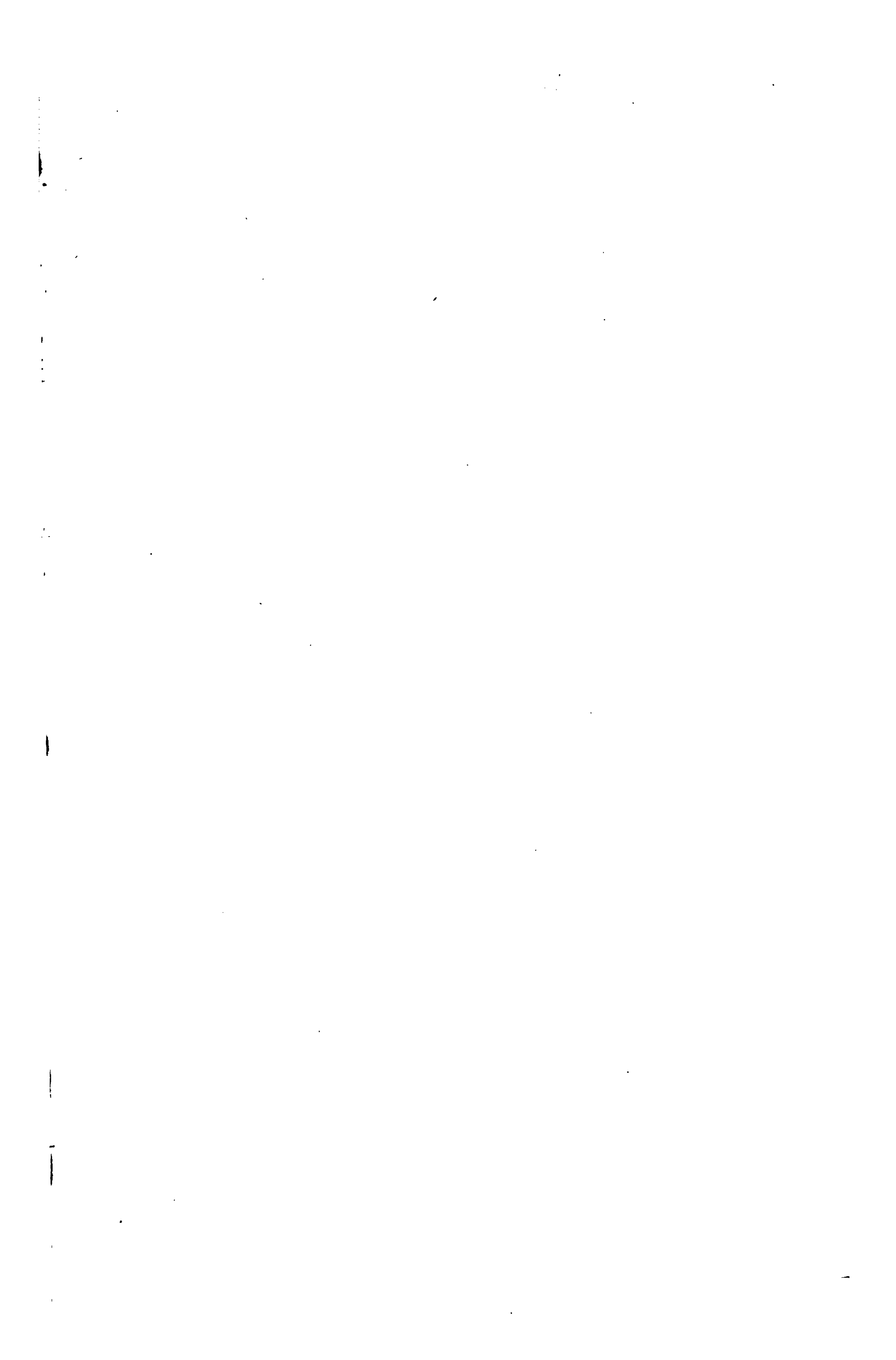






Georgien.

Natur, Sitten und Bewohner.

Von

Arthur Leist.

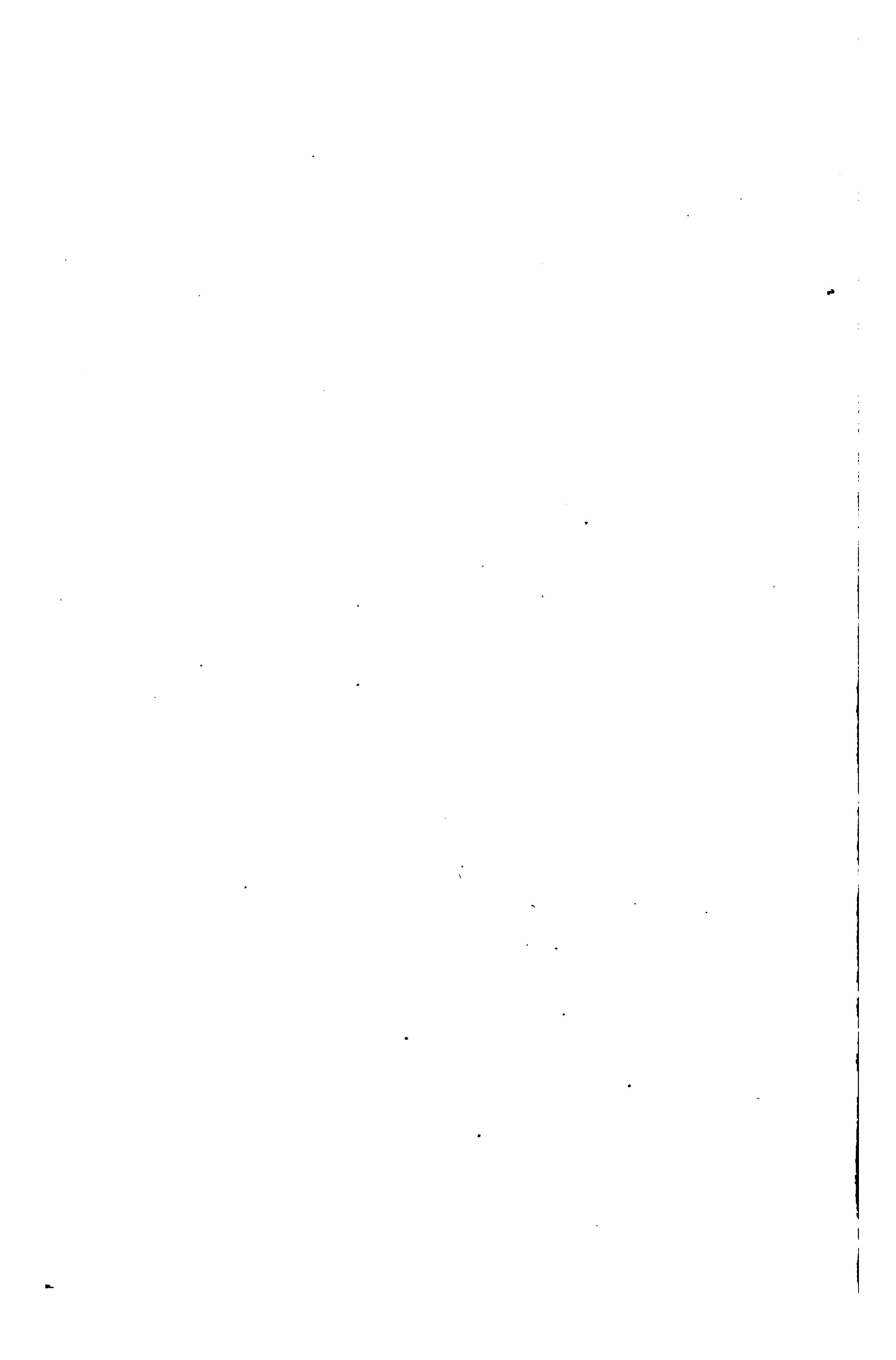
Mit 9 Illustrationen nach Original-Aufnahmen.



Leipzig

Verlag von Wilhelm Friedrich.

K. R. Hofbuchhändler.



ufer ist seit dem Auszuge der Tscherkessen fast unbewohnt und nur hie und da lassen angebaute Felder die Nähe von Menschen vermuten. Ganze Dörfer liegen verlassen da, auf hohen Bergen ragen vereinsamte Burgen schweigsam in den herrlichen Sommerglanz der Natur hinaus und weit ringsumher herrscht Totenstille, die zwar nicht reizlos ist, aber immerhin einen höchst traurigen Eindruck macht.

Batum, welches erst seit dem letzten Berliner Traktate zu Russland gehört, ist ein asiatisches Nest, das zwar schon einigen europäischen Schmuck angelegt hat, dessen Gesamtbild aber immer noch den Stempel türkischer Verwahrlosung an sich trägt. Die geringe Zivilisation, die hier seit den paar Jahren Wurzel geschlagen, scheint übrigens nicht schlecht fortzukommen, denn Batum hat heute schon seine erträglich bequemen Hotels, einige Läden und einen hölzernen Bahnhof. Auch besitzt es einen vorzüglichen Hafen, den jedoch weder Russen noch Türken gebaut haben, denn er ist nichts weiter als eine von Bergen geschützte Bucht und seine Baumeisterin ist die Mutter Natur, die überhaupt für Batum sehr gnädig ist und es Jahr aus, Jahr ein mit ewigem Frühlinge versorgt. Das Klima ist hier ein sehr mildes und wäre eines der gesündesten der Erde, wenn sich die Fieberluft aus diesen herrlichen Thälern verdrängen liesse.

Der üppige Pflanzenwuchs und die zahlreichen Sümpfe, die noch lange nicht ausgetrocknet sind, sichern aber dem Fieber noch für lange das Dasein in Batums paradiesischer Umgegend und bis dahin wird wohl von einem wirklichen Aufschwunge dieser Stadt keine Rede sein. Übrigens benimmt sich das Batumer Sumpffieber nicht gegen Alle auf gleiche Weise. Manche leiden Jahre lang daran wie am Rheumatismus, andere fallen ihm in kurzer Zeit zum Opfer, während nicht wenige gar keine Bekanntschaft mit ihm haben und es geradezu verspotten. Es geschieht mit ihm

wie mit der Liebe, obgleich mir ein Quarantänebeamte versicherte, dass gegen Liebe und Fieber alle Quarantänemassregeln erfolglos seien.

Für den, der den Orient zum ersten Male besucht, mag Batum immerhin einigen Reiz besitzen, obgleich sein orientalisches Leben selbst einem türkischen Effendi ganz erbärmlich erscheinen muss. Elende Häuser, einige Moscheen, halb zerlumpte Türken und Griechen und mitunter ein phantomartig verschleiertes Weib sind übrigens Alles, was Batum an orientalischen Bildern bietet. Zudem haftet an dem Gesamtbilde der Stadt noch ein sehr prosaischer Anflug hoher Zivilisation, denn Feuer, Wasser, Luft und Erde duften hier nach Petroleum, für welches Batum ein wichtiger Ausfuhrplatz ist.

Petroleumduft und Fieberluft sind nicht gerade anziehend, weshalb ich auch Batum gern den Rücken kehrte und mich zur Weiterreise nach Tiflis anschickte.

Die Eisenbahn dahin führt durch Gurien und Imeretien, zwei der schönsten Provinzen des alten Georgiens, das einst in den Tagen seiner Macht bis an das Schwarze Meer reichte und die ganze Landstrecke zwischen dem grossen und kleinen Kaukasus umfasste. Mingrelien, Gurien, Imeretien, Kartalinien und Kachetien waren damals seine Provinzen und erst später in den Zeiten des Verfalls zerfiel das Bagratidenreich in einzelne kleine Staaten, die ihre eigenen Fürsten hatten und durch ihre langwierigen Zwiste den Untergang der Selbstständigkeit Georgiens herbeiführten.

Bald hinter Batum nähert sich der Schienenweg dem Meeresufer und läuft eine weite Strecke längs demselben hin. Das schöne, blaue Meer, die herrliche Azurwelt lacht gar wonnig im Sonnenglanze und frisch toben die Wellen an das Ufer und werfen ihre Wasserperlen bis herauf auf den Schienendamm. Bald ist die weite Meeresfläche von einem grünen Schimmer überflogen, bald färbt sie sich veilchen-

blau und wie Sträusse von Schneeblumen gaukeln über diesem Farbenspiele die weissen Kämme der Wogen.

Auf der andern Seite der Bahn erheben sich grüne Berge, die uns mächtig zu sich locken, hinauf auf ihre Gipfel, wo riesige Bäume ihre Laubkronen im frischen Winde wiegen. Zwischen den Bergen lachen freundliche Thäler, die in einem immergrünen Pflanzenschmucke prangen, denn die zartesten Gewächse des Südens gedeihen hier ohne Pflege und bedecken frei und wild die Bergabhänge.

Endlich entschwindet das Meer unsern Blicken und wir gelangen in einen schönen Wald, dessen undurchdringliches Dickicht einem Urwalde gleicht und ohne Zweifel ist dieses grüne Labyrinth noch nie in seinem ganzen Umfange von Menschenhand berührt worden. Alte, mächtige Riesen stehen hier neben jungen frisch emporschiessenden Zwergen, überall wuchert Grün hervor, überall blüht es und selbst die Stämme und Äste der Bäume sind bis in die Wipfel hinauf mit Schlingpflanzen berankt. Dazwischen liegen modernde Stämme am Boden, die wohl keine Menschenhand gefällt, sondern das Alter gebrochen haben mag und über sie hinweg wuchert ein neues Pflanzengeschlecht, die alten Baumleichen mit seinem frischen Laube bedeckend. An Stellen, wo die Bäume fehlen, bedeckt dichtes Gestrüpp den Erdboden oder Tausende von riesigen Farrnkräutern, deren Kronen sich zwischen Gräsern und Blumen wiegen.

Inmitten dieser Waldherrlichkeit flöten hunderte von Nachtigallen ihr nie ausgesungenes Lied, und so laut sind diese Flötentöne, dass wir trotz des Getöses, welches der dahinbrausende Eisenbahnzug verursacht, jeden ihrer Akkorde deutlich vernehmen.

Wir sind hier an der Grenze Guriens und Mingreliens, dem alten Kolchis, aus dem einst Jason das goldene Vliess und die Giftmischerin Medea holte. Eben steigen zwei Mingrelierinnen in unseren Waggon, die ersten Töchter

des Landes, die mir begegnen. In ihren Gesichtszügen liegt Anmut und Milde, aber kein verführerischer Reiz und überhaupt nichts, das an eine Medea erinnerte.

In Samtredi betreten wir Imeretien, das eigentliche Herz Georgiens. Von der Südseite haben wir immer noch die grünen, schönen Berge des kleinen Kaukasus, während sich im Norden eine lachende Ebene aufthut, an deren Endsaume sich von neuem bewaldete Berge erheben. Nicht weit vom Schienenwege rauscht der Rion dahin, ein schöner reissender Strom, dessen Ufer grüne Fluren und Weidenhaine schmücken.

Imeretien ist dichter bevölkert als Gurien und Mingrelien und oft tauchen jetzt in der Nähe und Ferne Dörfer auf, zwischen welchen sich Gärten, Äcker und Wiesen hinziehen. Ausser bedeutenden Maispflanzungen, sieht man auch Getreidefelder, die dem Landschaftsbilde einen heiteren Anflug von Kultur verleihen und auf die Nähe von Menschen hindeuten, deren Spuren wir so lange in Guriens Urwäldern vermisst haben. Auf üppigen Weideplätzen tummeln sich grosse Herden von Schafen und Büffeln und dann und wann begegnen wir pflügenden Landleuten oder dicht am Schienendamme ruhenden Hirten, die so das ländliche Lebensbild vervollständigen.

Immer schöner, malerischer und verschiedenartiger wird die Landschaft, und ohne Übertreibung darf man diese Eisenbahnlinie zu den reizvollsten in ganz Europa rechnen, wenn sie nicht etwa gar alle andern an Naturschönheiten übertrifft. Schwerlich findet man wo anders so herrlich grüne Berge und so malerische Thäler wie hier.

Auf jeder Station vergrössert sich unsere Reisegesellschaft und zwar sind es meist Georgier und Georgierinnen, die sich uns zur Weiterfahrt anschliessen. Auf den Bahnhöfen bieten uns Bauernknaben Kirschen, Erdbeeren und Rosen zum Kaufe an, in den Wartesälen wimmelt es von malerischen Gestalten, es blinken silberne Säbel-

scheiden und Kinschals, dunkle Frauenaugen funkeln dazwischen und auf den Tischen perlt feuriger Kachetinerwein in die Gläser.

Ja, ich bin in Georgien, dem Lande eines beständigen Frühlings, dem Lande der Lorbeerhaine und Weingärten, der schönen Frauen und kühnen Ritter!

Schon nähert sich der Eisenbahnzug der Stadt Kutais und wir gelangen in eine Ebene, zu deren beiden Seiten jedoch die Berge fortwährend sichtbar sind. Diese Ebene hat eine Breite von mehr als fünfzig Kilometern und gehört zu den gesegnetsten Landstrichen der Provinz Imeretien. Grüne Fluren, üppige Gärten und Haine prangen in der Nähe wie in der Ferne und über dieser wonnigen Frühlingspracht lacht der heitere Himmel des Südens. Auf der Station Rion hält der Zug etwas länger, denn von hier geht eine kurze Zweigbahn nach Kutais. Ich bin also im Herzen Imeretiens, dieser Perle Georgiens, deren Rosen und schöne Töchter weithin berühmt sind. Auf das Wohl der letzteren leere ich ein paar Gläser Kachetinerwein, werfe dann einige verstohlene Blicke auf die vor dem Bahnhofe spazierenden Kutaiserinnen und weiter geht es nach Tiflis.

Den Rion haben wir nun nahe zur rechten Seite, so dass wir ununterbrochen die Schönheit seiner Uferlandschaften geniessen können. Rechts wie links türmen sich herrliche Berge empor, deren Schmuck von Bäumen, Sträuchern und Blumen die prächtigsten Bilder darbietet. Selbst die mächtigen Felsen, durch deren Chaos sich der brausende Rion hindurchwindet, sind mit Bäumen und blühenden Schlingpflanzen besetzt, deren lange Zweige bis in die schäumende Flut herabhängen.

Bald beginnt die Bahn zu steigen, die Berge werden immer höher und immer verschiedenartiger die Landschaften, die wie Zauberbilder bei jeder Wendung der Bahnlinie in neuer, überraschender Pracht hervortreten.

Lange keucht der Zug an Bergrändern empor, immer höher, bis wir endlich im Surampasse anlangen. Wer Augen hat, der schaue jetzt, wer ein Herz hat, der empfinde die Wonne dieser Herrlichkeit, denn ein Paradies ohne Gleichen thut sich hier den Blicken auf!

Entzücken malt sich auf dem Antlitze eines Jeden und in begeisterten Worten äussert sich dasselbe. Fürwahr, herrlich ist diese Gebirgslandschaft, so herrlich, dass sich ihre Pracht gar nicht beschreiben lässt und mein Nachbar hatte Recht, wenn er sagte, dass man jeden einzelnen Berg und Felsen, jeden Baum und Strauch, jede Blumenflur und Quelle beschreiben müsse, um diese Schönheit annähernd in Worten auszudrücken.

Von Poni ab senkt sich die Bahnlinie wieder und nach einer halbstündigen Fahrt sind wir in der Ebene, wo uns jetzt der Kur, der König der kaukasischen Ströme, begleitet. Seine Wellen sind jedoch trübe und wenn ihn trotzdem georgische Dichter besingen, so thun sie das wohl seiner stellenweise schönen Ufer wegen, aber nicht um seine „klare Flut“ zu verherrlichen. Doch grosse Ströme haben ihren Reiz und ihre Bedeutung im Leben der Menschen, die an ihren Ufern wohnen, und daher empfindet jeder soviel Anhänglichkeit an seinen Heimatsstrom. Die Georgier, denen die Augen funkeln, wenn sie ihre unvergleichlich schönen Berge anschauen, besingen daher auch ihren Kur, obgleich seine Wellen trübe und oft sogar schmutzig sind. Prangen doch an seinen Ufern üppige Fluren und stehen alte Kirchen und Burgen, die soviel aus des Landes Vergangenheit zu erzählen haben!

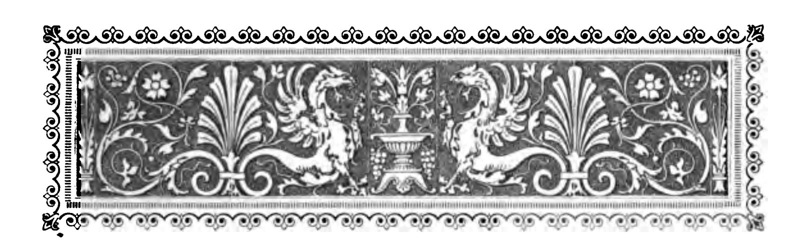
Der Zug dampft weiter durch die Ebene, die immer noch schön ist, aber schon sinkt der Abend hernieder und er sinkt nicht langsam wie bei uns im Norden, sondern mit Eile; kaum ist die Sonne verschwunden und schon breitet die Nacht ihren Schleier aus.

In der Ferne fahren Blitzstrahlen am Himmel dahin,

die stets für einen Augenblick die schon schlummernden Fluren Gorgiens beleuchten. Da erlöschen die Sterne am Himmel und ein Märchenschimmer tritt ein, eine Dämmerung, wie sie sich schöner nicht träumen lässt. In ihrem Zwielichte sehen wir das Grün der Bäume und die Blütensträusse der Rosen, aber dieses Zauberbild schwindet so schnell wie es erschienen und wieder ist es Nacht und die Sterne glänzen am Himmel.

Dann steigt der Mond weit hinter den Bergen auf und sein Silberschimmer ergiesst sich auf diese Märchenwelt und von neuem liegen Berge und Fluren im Zauberscheine da.

Weiter, weiter dampft unser Zug gen Tiflis, immer mehr nähern wir uns der alten Hauptstadt Georgiens. Schon dringt aus der Ferne ein dumpfes Getöse zu uns her, das allmälig stärker und deutlicher wird, dann erblicken wir Lichtschein, Gärten, Häuser, wir vernehmen Wagengerassel, die Lokomotive pfeift, ihr Gang wird schwächer — wir sind in Tiflis.



Tiflis.

Obgleich wir erst gegen Mitternacht in Tiflis ankommen, so herrscht doch noch ein geräuschvolles Leben auf seinen Strassen, denn Tiflis schläft fast nie, es sei denn zur Mittagsstunde, wenn die Sonne ihre brennend heissen Strahlen auf seine Strassen herniedersendet und die Bewohner in ihren Häusern gefangen hält. Ja, die Sonne ist hier um die Mittagszeit wie ein Gefängniswärter, der streng die Ausgänge aller Häuser bewacht. Um diese Tageszeit erstirbt alles Leben auf den Strassen, die Fenster werden geschlossen und mit dichten Vorhängen verhangen, die Gallerieen und Balkone sind menschenleer, Pferde, Esel und Büffel ruhen irgendwo im Schatten, auf dem Bazar stockt aller Verkehr und die Kaufleute hocken halb verschlafen tief im Innern ihrer Läden.

Gegen sechs Uhr abends, wenn sich schon die Sonne dem Horizonte zuneigt, erwacht das Leben von neuem. Die Fenstervorhänge verschwinden, ihre Flügel werden geöffnet, die Gallerieen beleben sich, auf den Strassen zeigen sich Menschen und Tiere und eine lange Wagenreihe zieht hinaus nach Muschtaid oder anderen Vergnügungsgärten.

Von dieser Stunde an währt das rege Treiben fast bis zum Morgen und von der Strasse her erschallt ein ununterbrochenes Wagengerassel, aus den Gärten tönt Musik und Gesang. Die Georgier lieben nämlich das Vergnügen und halten gern lange dabei aus, so dass während der Sommernächte in vielen Häusern und Gärten die Lichter nicht erlöschen. In einer solchen Nacht lohnt es der Mühe, einen der die Stadt umgebenden Berge zu besteigen und von dort auf das in einem Lichtmeere schwimmende Häuserlabyrinth niederzuschauen. Das Bild der ziemlich umfangreichen Stadt gewährt da mit seinen vielen, gleichfalls im Lichterglanze schwimmenden Gärten, durch die sich der glitzernde Kur wie ein mächtiger Silberpfad hindurchschlängelt, einen wirklich schönen Anblick. Tiflis liegt überhaupt sehr malerisch und wäre es noch mehr, wenn die es umgebenden Berge mit Wäldern oder Gärten besetzt wären. So aber beschränkt sich sein Reiz auf die Verschiedenartigkeit seiner Stadtteile, während seine nächste Umgebung jedenfalls reizlos ist. Die Mannigfaltigkeit der Stadt selbst wird durch zahlreiche Paläste und Kirchen noch bedeutend gehoben.

Auch im europäischen Stadtteile sind viele der Häuser und Paläste im georgischen Style gebaut, nämlich nur einstöckig und von der Vorder- und Rückseite mit einer Gallerie oder einem Balkon umgeben, deren Gitter oder Geländer gewöhnlich ziemlich geschmackvoll aus Holz geschnitzt sind. Der Styl dieser Holzschnitzereien scheint aus Persien zu stammen, wenigstens erinnert er in hohem Grade an den persischen Styl und besteht wie dieser aus Verzierungen von Arabesken, Blumen und Blättern. Alle Gallerieen und Balkone sind mit einem Dache versehen, dessen Tragpfeiler gleichfalls mit Schnitzereien verziert sind. Auf diesen Balkonen, die immer von zwei Seiten des Hauses errichtet sind, um zu verschiedenen Tageszeiten Schutz gegen die Sonne zu gewähren, kann man des

Abends manch schönes Mädchenantlitz erblicken. Ja, es zittern hier noch allabendlich jene kleinen Füsschen, die Bodenstedt in seinen Liedern des Mirza Schaffy besingt, denn die Gewohnheit der Tifliser Frauen und Mädchen, den Abend auf dem Balkon zu verbringen, hat sich wohl seitdem in nichts geändert. Den Namen unseres deutschen Dichters kennen übrigens alle gebildeten Georgier, wenn sie auch nicht alle seine Lieder kennen. Auch unter den georgischen Frauen zählt Bodenstedt zahlreiche Verehrerinnen, denn er hat ja nicht wenig zur Verbreitung ihres Schönheitsruhmes beigetragen.

Das Innere der georgischen Häuser hat heute schon viel von seiner früheren Originalität verloren, denn die Wohnungen aller nur irgendwie wohlhabenden Leute sind nach europäischem Muster eingerichtet und nur einzelne Möbelstücke, wie die langen und niedrigen mit runden Kissen versehenen Sophas, die reichen persischen Teppiche und mitunter wohl auch die Möbelüberzüge erinnern den Besucher, dass er sich im Morgenlande befindet. Das Klavier, dieser Leierkasten der Salons, wie es Heine genannt hat, ist auch ein unentbehrliches Möbel im Salon eines jeden wohlhabenden Georgiers oder Armeniers. Die schwarzäugigen Töchter des Landes spielen dasselbe mit grosser Fertigkeit, aber wenn sie erst demselben die Töne eines ungestümen Nationalliedes entlocken, hat ihr Spiel für den Europäer einen noch gewaltigeren Reiz.

Die alten georgischen Häuser haben gewöhnlich nur ein Stockwerk und wohnen in einem Hause nicht mehr als zwei Familien. Dabei hat jede Wohnung ihren besonderen Eingang von der Strasse, besondere Treppen und Gallerieen.

Der grösste Teil dieser Häuser befindet sich in der Altstadt, die auch die asiatische genannt wird, und hier scheint sich seit hundert Jahren, nämlich seit der Zeit der Einverleibung Georgiens in das russische Reich nicht viel

verändert zu haben, denn die Häuser sind durchweg sehr alt und Strassen und Gassen erbärmlich krumm. In diesem Stadtteile herrscht wirklich noch Asien in seiner bunten, mannigfaltigen, aber auch teilweise widerwärtigen Sonderheit. Deshalb kommt auch der Europäer nur selten hierher und wenn er es thut, thut er es wohl nur um seine Neugierde zu befriedigen, wozu er hier allerdings Stoff zur Genüge findet.



Tifliser Gepäckträger.

Die Altstadt erstreckt sich zu beiden Seiten des Kurflusses bis zu den felsigen Bergen hin, welche Tiflis von allen vier Himmelsgegenden umschliessen und viel zur Erhöhung seiner Sommerhitze beitragen. Die Gassen, welche schon unten im Thale ziemlich eng sind, verengen sich noch mehr auf den Bergabhängen, wo die Häuser oft amphitheatralisch über einander stehen und ungemein schwer zugänglich sind. Es ist schwer zu begreifen, warum diese Schwalbennester auf den steilen Berghöhen erbaut wurden, zumal unten im Thale, wo sich heute das

europäische Stadtviertel hinzieht, Raum zur Genüge war. Dank der grossen Enge der Strassen und Häuser, die noch dazu von einer zahlreichen, überwiegend armen Menschenmenge bewohnt werden, ist die Luft in der Altstadt äusserst ungesund und für den Europäer geradezu unerträglich. Beim Anblicke der in diesen Häusern herrschenden Unreinlichkeit, glaubt man wirklich an die Beschreibungen der schrecklichen Verheerungen, welche die Pest hier, wie in ganz Georgien, im Jahre 1797 anrichtete. Es war das zu einer Zeit, da das Land durch einen Bürgerkrieg zwischen den Prinzen des königlichen Hauses der Bagratiden beunruhigt, noch die Leiden eines Einfalles der Perser ertragen musste. Und zu diesen Verwüstungen durch Feuer und Schwert gesellten sich noch die Schrecken der Pest, der selbst der König zum Opfer fiel. Was sich damals in diesen engen, schmutzigen Gassen und übelriechenden, von zahlreichen Menschen angefüllten Häusern, bei der unter diesem Himmelsstriche herrschenden Sonnenhitze zugetragen haben mag, das ist schwerlich mit Worten zu schildern.

Etwas reinlicher und luftiger sind die unmittelbar am Kur belegenen Strassen der Altstadt, denn hier sind teils die Höfe geräumiger, teils auch die Häuser von Gärten umgeben. Da die Ufer des Kur sehr steil sind und die Häuser gewöhnlich dicht am Rande derselben stehen, so befinden sich die Galerieen schon über dem Wasserspiegel und bieten daher an Sommerabenden ziemlich angenehme Kühlungsplätze.

Das Strassenleben der Altstadt gewährt natürlich mehr Eigentümlichkeiten, als der Verkehr auf den Strassen des europäischen Stadtteiles, wo schon Sitte und Tracht des Abendlandes vorherrscht. Wie überall im Oriente wohnt man auch hier mehr draussen als in den Häusern, zumal besonders der ärmere Teil der Bevölkerung seine häuslichen Beschäftigungen unter freiem Himmel verrichtet. Die

Läden der kleineren Kaufleute und die Werkstätten der Handwerker sind zudem von der Strassenseite völlig offen, so dass jeder Vorübergehende Einschau halten kann, ohne dass seine Neugierde irgend Jemandem auffiele. Auch auf den Gallerieen und Balkonen spielt hier täglich ein Stück häuslichen Lebens; man wäscht, näht, speist und plaudert hier, ohne sich von den Vorübergehenden stören zu lassen. Niemand schämt sich seiner Armut, denn Jeder ist daran gewöhnt, täglich die häusliche Einrichtung Anderer zu sehen, die vielleicht noch ärmer sind als er; Jeder weiss, womit sich seine Nachbarn beschäftigen, was sie essen und trinken und wessen Besuche sie empfangen, sei es auch, dass er mit ihnen keine persönlichen Beziehungen habe und nie in ihrer Wohnung war.

Unter den die Altstadt bewohnenden Kaufleuten und Handwerkern findet man ungemein charakteristische Gestalten, die sehr oft an den ächt polnischen Typus erinnern. Auch das Kostüm der Georgier hat grosse Ähnlichkeit mit dem der Polen, indem ihr Oberrock dem polnischen Kontusch im Schnitte sehr nahe kommt.

So oft ich die Bewohner der Tifliser Altstadt in ihrem intimen Leben voll Einfachheit und Laune betrachtete, kamen mir unwillkürlich Bodenstedt's Gedichte in den Sinn und es schien als ob in der That aus den funkelnden Augen dieser derben Spiessbürger Mirza Schaffy's Witz spräche und wenn erst ihren Mund ein Lächeln umflog oder ihre Lippen einer vorübergehenden Schönheit eine launige Höflichkeit zusandten, glaubte ich in ihnen leibhaftige Mirza-Schaffys vor mir zu sehen. Ja, Bodenstedt hat den Humor und die praktische Lebensweisheit der Orientalen wie kein anderer Dichter der Neuzeit verstanden, aber in seinen Gedichten malt sich nur der Geist und Charakter des Städters, nicht aber der stolze Sinn, der Rittermut der Bewohner der Berge Georgiens. Seine Gedichte aus Mirza-Schaffys Nachlass sind Kinder des Hafi-

sischen Geistes, wie er wohl auf der Tifliser Stadtbevölkerung ausgeprägt ist, aber bei weitem umfasst er noch nicht alle Charakterzüge dieser launigen Menschen.

Der am meisten die Neugierde erweckende Teil der Altstadt ist der Bazar, welcher vom Morgen bis zum Abend mit Ausnahme der heissen Mittagsstunden ein höchst verschiedenartiges Bild gewährt. Hier kann man allen Typen des Kaukasus und Westasiens begegnen und infolge dieses bunten Völkergemisches scheint hier ein ununterbrochenes Kostümfest stattzufinden. Das Gedränge und der Lärm der umherwogenden Menge sind geradezu unbeschreiblich, denn neben den Einwohnern der Stadt und ihrer nächsten Umgebung schlendern hier stets zahlreiche Ankömmlinge aus allen Gegenden des Kaukasus umher. Die vielen Lasttiere, wie Pferde, Esel und Büffel vermehren noch dieses Gedränge und hemmen oft völlig den Verkehr.

Hier schreitet eine Schar Tataren mit hohen Schafsmützen, die von ihren Köpfen wie wollene Pyramiden emporragen. Hinter ihnen reitet ein bis an die Zähne bewaffneter Tscherkesse, der ziemlich hochmütig auf die vor ihm ausweichenden Mongolen herabschaut. Er trägt den dunkeln tscherkessischen Oberrock und eine elegante niedrige Schafsmütze, während an seiner Seite eine Pistole und ein in silberner Scheide steckender Kinschal hängen. Ihm folgt ein bärtiger Lesgier, gleichfalls hoch zu Ross und nicht minder gut bewaffnet als der Tscherkesse. Mit gierigen Augen schaut er auf die zu beiden Seiten der Strasse, vor den Läden aufgetürmten Waaren, die in hohem Grade seine nur eingeschlummerte Raublust wachrufen. Heute sind die Lesgier übrigens scheinbar friedliche Leute geworden, aber bei der ersten Gelegenheit würden wohl diese beurlaubten Räuberhelden wieder scharenweise in Georgien einfallen und wie früher die schönsten Mädchen und fettesten Hämmel wegholen. Der kartalinische Bauer,

welcher ruhig nebenhergeht und ausser seinem Kinschal keine andere Waffe bei sich trägt, schaut ziemlich grimmig zum Lesgier hinauf, der seit lange her sein erbitterter Feind ist. Weiter erscheint gleichfalls hoch zu Ross eine Schar Chewsuren, denen natürlich auch der Kinschal nicht fehlt und die auf den Köpfen die unvermeidliche, aber auf wahrhaft wilde Art zerzauste Schafsmütze tragen. Diese Art Kopfbedeckung erscheint hier in den verschiedensten Formen und sitzt ewig auf diesen schwarzhaarigen Köpfen, sei es auch, dass der Schweiss stromweise über das Gesicht herabtriefe. Der praktische Orientale zieht sie des Abends nur nach hinten und bedient sich ihrer beim Schlafen als Kopfkissen, das gewiss oft weicher ist als sein ganzes Lager. Auch der scheinbar ernste und pfiffige Perser, der es besser als irgend Jemand versteht, Käufer in seinen Laden zu locken und seine Waaren an den Mann zu bringen, trägt gleichfalls eine hohe Schafsfellmütze, obgleich ihm eine aus Fuchsfell verfertigte Kopfbedeckung weit besser stände, denn dieser so süss lächelnde und noch süssere Worte umherspendende Kunde ist gewöhnlich ein durchtriebener Betrüger. Ein morgenländisches Sprüchwort lautet: Ein Grieche betrügt drei Juden, ein Armenier drei Griechen, ein Perser drei Armenier!

Die Gallerie der Typen und bunten Gestalten ist lange noch nicht erschöpft, denn ausser den Vertretern der oben erwähnten Völkerstämme beleben den Tifliser Bazar noch viele andere und auch der deutsche Kolonist fehlt nicht in ihrer bunten Menge. Seit nahezu vierzig Jahren wohnen nämlich in der Umgegend von Tiflis deutsche Ansiedler, die grösstenteils aus Würtemberg stammen und bis heute Tracht und deutsche Sitte bewahrt haben. Die meisten von ihnen sind längst wohlhabende Leute, denn ausser dem Ackerbau betreiben sie auch Handwerke, die hier zu Lande sehr nutzbringend sind.

Auch der Jude fehlt nicht in dem den Bazar beleben-

den Menschengewühl, obgleich er in Georgien eine ziemlich seltene Erscheinung ist und in der Menge fast verschwindet. Nur in der Stadt Kutais ist ihre Zahl eine bedeutendere und sie wohnen dort sogar noch nach mittelalterlicher Art abgesondert in einem eigenen Stadtviertel.



Tscherkesse.

Was die Bazarkaufleute anbetrifft, so sind diese grösstenteils Armenier, Perser, mitunter Tataren, selten jedoch Georgier, da die letzteren wenig Hang zum Handel besitzen und sich mehr mit Handwerken beschäftigen. Dagegen ergeben sich die Armenier und Perser mit grosser Vorliebe dieser Beschäftigung und haben auch den Handel in Tiflis fast ausschliesslich in ihren Händen.

Ausser den Männern begegnet man auf dem Bazar

auch vielen Frauen, besonders Georgierinnen und Armenierinnen, die fast dieselbe Tracht tragen und sich nur durch den Gesichtstypus von einander unterscheiden. Frauen und Mädchen der ärmeren Klassen tragen gewöhnlich weite dunkelfarbige oder völlig schwarze Kleider und als Kopfbedeckung ein gesticktes Sammetkäppchen mit einem über die Schultern herabwallenden Schleier. Oft vertritt den Schleier ein schwarzes Tuch, welches wie dieser einen keineswegs geschmackvollen Kopfputz abgiebt und zudem noch die Haare völlig verdeckt.

Über die Schönheit der Georgierinnen hat man schon viel geschrieben und zwar widersprechen einander in dieser Hinsicht die Meinungen vieler Schriftsteller. Schöne Georgierinnen giebt es allerdings nicht wenig, aber es wäre Übertreibung zu versichern, dass unter ihnen die hässlichen nur zu den seltenen Ausnahmen gehörten. Dem ist nicht so und der Umstand, dass alle Georgierinnen dieselben regelmässigen Gesichtszüge haben, verleiht ihren Reizen eine gewisse Einförmigkeit, die zuletzt langweilt. Aus ihren grossen, dunkeln Augen spricht viel Sanftmut, aber nur wenig Glut, die doch jedem schönen Frauenantlitze so viel Zauber verleiht. Wenn sich die Georgierin beim Tanze oder einer fröhlichen Unterhaltung etwas aufregt, wird sie allerdings entzückend, aber dagegen gleicht sie einer leblosen Bildsäule, wenn sie schweigend und mit niedergeschlagenen Augen fast bewegungslos dasitzt.

Übrigens ist die Schönheit und Frische der Georgierinnen nicht von Dauer, für sie besteht nur ein Lenz, der Sommer aber ist schon Herbst, denn im Alter von einigen zwanzig Jahren beginnen ihre Reize zu welken und sie welken schnell wie alle Blumen unter den glühenden Strahlen der Sonne Georgiens. Deswegen sind hier hingewelkte Schönheiten eine äusserst gewöhnliche Erscheinung und die meisten Frauen sind schon alt ehe sie noch ihr vierzigstes Jahr erreicht haben.

Jedenfalls jedoch kommt den Georgierinnen neben den Tscherkessinnen, was Körperschönheit anbelangt, die erste Stelle unter den Frauen des Kaukasus zu und die Armenierinnen stehen ihnen schon bedeutend in dieser Hinsicht nach. Die letzteren unterscheiden sich von den Georgierinnen sowohl durch ihren dunkleren Teint, als auch durch weniger grosse Augen, aus denen jedoch mitunter viel Glut und Energie spricht.

Es wäre hier am Orte auch den in Tiflis wohnenden Perserinnen und Tatarinnen einige Worte zu spenden, doch diese geheimnisvollen Wesen verbergen sich sehr sorgfältig vor den Blicken der Männer und wenn sie auf dem Bazar erscheinen, so sind nicht nur ihr Gesicht, sondern die ganze Gestalt in dichte Tschadren gehüllt. Nur zwei Musulmaninnen gelang es mir zu Gesicht zu bekommen und zwar geschah dies ganz zufällig, als ich eines Tages in den engen Gassen der Altstadt umherschlenderte, denn weder Sulejma noch Fatma vermuteten wohl, dass unter ihren Balkonen ein neugieriger Frengi vorbeischleiche. Sulejma, eine bildhübsche Brünette mit wahrhaften Feueraugen näherte sich eben in ihrem Morgengewande dem Balkongeländer, um ein mit Wasser gefülltes Waschbecken auf die Strasse auszugiessen. Doch in demselben Augenblicke bemerkten mich die Gazellenaugen des Mädchens, es trat einen Schritt zurück, ihre Hände begannen zu zittern und o Xantippe! die halbe Füllung des Waschbeckens floss auf mich herab.

— Merçi, ma belle fille! rief ich aus und Sulejma errötete wie eine Rose. Fatma überraschte ich, neugierig durchs Fenster blickend, beim Spiegel, als sie ihre herrlichen Zöpfe flocht.

Ausser diesen zwei kostbaren Perlen, die nur den einzigen Makel hatten, dass ihre Kleider etwas schmutzig waren, habe ich keiner Perserin oder Tatarin ins Antlitz geschaut und vielleicht hege ich auch nur deswegen einen

so hohen Begriff von der Schönheit der Musulmaninnen. Nach den malerischen Gestalten, die sich auf dem Bazar wie Schauspieler auf der Bühne herumbewegen, giebt es hier auch zahlreiche Gegenstände, die die Blicke mächtig an sich locken. Alles, was den Töchtern des Orientes zur Hebung ihrer Reize dient, alle Luxussachen ihrer Wohnungen und tausend andere Gegenstände liegen hier ausgebreitet da und harren ihrer Käufer. Goldene Ohrringe, Halsgeschmeide, Armspangen, Talismane, Ringe besetzt mit den verschiedensten Edelsteinen, silberne Gürtel und Dolche blinken hier verführerisch den Vorübergehenden entgegen und werden tausendmal des Tages von zarten Damenhänden umgedreht und von lüsternen Augen angeschaut. Wo anders liegen prachtvolle Seidenzeuge, bei deren Anblick manche Schöne in Zittern gerät, teure persische Teppiche, Tücher, Tschadren, Schleier mit phantastischen Mustern, und wieder wo anders silberne Ketten, Uhren, Becher, kleine Säbel, silberne Knöpfe, Nadeln und Schnallen, Alles emailliert und kunstvoll gearbeitet. Weiter sieht man Krüge der verschiedensten Formen, Pantoffeln, Kissen, Pelzmützen und tausend, tausend andere Sachen, denn der Orient ist bunt, verschwenderisch und malerisch. Der Orient liebt die Farbenpracht, den Glanz und die mächtigen Eindrücke, der Orient verachtet die Mode, denn der Wechsel der Farben, des Glanzes und der Eindrücke erregt mehr als der Wechsel des Schnittes, der Schattierung oder Theorie!

Nicht weniger interessant als der Bazar ist für den Ankömmling aus dem Norden der Gemüse- und Obstmarkt. Hier herrscht gleichfalls viel Buntfarbigkeit und der Anblick der Hügel von verschiedenen Gemüsen und Obstarten ist sogar in gewisser Hinsicht malerisch. In einem Lande, wo das Klima so den Pflanzenwuchs begünstigt wie in Georgien, gehören natürlich Früchte und Gemüse zu den gewöhnlichsten und wohlfeilsten Nahrungsmitteln. Zu Markte bringt man sie auf hohen, langen,

zweirädrigen Wagen, die gewöhnlich von Büffeln gezogen werden, oder auch in runden von Eseln getragenen Körben. Meistens hat eine ganze Reihe solcher Lasttiere nur einen Treiber und der Anblick dieser kleinen Karawanen ist nicht ohne einen gewissen poetischen Reiz, besonders wenn man ihr im Gebirge, in einer wildromantischen, menschenleeren Gegend begegnet. Die Esel sind übrigens auf den Strassen von Tiflis eine sehr gewöhnliche Erscheinung, und ich sage dies ohne die geringste Anspielung auf die zweifüssigen Bewohner dieser Stadt. Auf Eseln bringt man hier auch Heu, Kohlen, Wasser und Holz zu Markte, so dass man sie, besonders Vormittags, scharenweise auf allen Strassen sehen kann.

Wie alle grösseren Städte hat auch Tiflis seine charakteristischen Strassentypen, von denen in erster Reihe der Kohlenverkäufer in die Augen fällt. Es ist das ein Köhler par excellence, dem nicht nur seine Kleidung und Gesichtsfarbe gleichen an Schwärze der Kohle, sondern auch sein Haar und seine Augen. Eine nicht minder interessante, typische Gestalt ist der Wasserverkäufer, ein sonnenverbrannter Bursche, der fast ohne Unterbrechung cchalli, cchalli! Wasser, Wasser! ausruft und zwar mit so klagend singender Stimme, dass man zu glauben geneigt ist, er litte selbst Tantalusqualen. Seine Waare bringt er in einem grossen über den Rücken eines Pferdes oder eines Esels gehängten Lederbalge in die Stadt. Das Wasser ist übrigens in Tiflis wegen der weiten Entfernung der Brunnen ziemlich kostbar und deswegen bewacht auch der Wasserverkäufer seine Waare sehr aufmerksam und hat oft Händel mit Strassenjungen oder Eckenstehern, die es wagen aus seinem Wasserbeutel unentgeltlich ihren Durst zu löschen. In ähnlichen Bälgen, die gewöhnlich aus dem ganzen Felle eines Büffels oder Schafes verfertigt werden, verschickt man hier auch oft den Wein, was natürlich seinem Wohlgeschmacke nachteilig ist.

Zu den interessantesten Strassentypen gehört noch der Muscha oder Lastträger, welcher in Tiflis eine hervorragende Rolle spielt, denn im Morgenlande werden die Menschenschultern mehr als irgendwo zum Tragen von Lasten in Anspruch genommen. Diese Lasten sind oft



Ossete.

fabelhaft und nicht minder fabelhaft ist die Körperkraft des Muscha. Er ist die Personifizierung von Stärke und Gesundheit, obgleich seine Nahrung eine sehr bescheidene ist und meistens nur aus Brot, Zwiebeln und Obst besteht. Trotzdem aber ist er ein wahrer Herkules und schleppt seine Last nicht selten im Trabe fort, wobei er gewöhnlich ein wehmütiges Liedchen jodelt, das allerdings keine Lebensfreude ausdrückt. Den Muschen begegnet man hier

überall, denn da sie oft halbe Tage lang auf Beschäftigung harren müssen, so lagern sie gewöhnlich scharenweise im Schatten der Bäume oder vor den Thüren der Weinschänken.

Am besten kann man die Tifliser Bevölkerung bei den sogenannten Ringkämpfen studieren, die gewöhnlich in einem der öffentlichen Gärten stattfinden und zu denen sich immer ein zahlreiches Publikum versammelt. Bei diesen Ringkämpfen treten gewöhnlich Leute auf, die diese Art Zweikampf als Handwerk betrachten und daher in ihrem Berufsfache eine gewisse Übung besitzen. Während meines Aufenthaltes in Tiflis erregte die Bewunderung der Volksmassen ein gewisser Gdaneli, der in ganz Georgien als tüchtiger Ringer bekannt ist und fast immer den Sieg davontrug. Das Publikum begrüsste ihn stets mit wahrer Begeisterung wie einen grossen Künstler und Gdaneli, der sich ausser seltener Körperkraft und Gewandtheit auch durch ein angenehmes Äussere auszeichnet, verstand es, mit Würde und Grazie für diese Huldigungen zu danken. Die Ringkämpfe bestehen übrigens in Georgien schon seit alten Zeiten und wahrscheinlich wurden sie einst von den Griechen hier eingeführt.

Wie überall, so hat auch in Tiflis das öffentliche Leben seine Schattierungen, die jedoch hier nicht nur von der Verschiedenheit der Bevölkerungsklassen, sondern auch von der Anwesenheit zweier einander fremden Elemente, dem asiatischen und europäischen, herrühren. Der letztere Unterschied tritt auch im europäischen Stadtteile zu Tage, wo nicht nur das Strassenleben, sondern auch das Äussere der Häuser und Paläste zweifachen Charakter an sich tragen. Bodenstedt besingt Tiflis als eine Stadt der Paläste und wirklich giebt es ihrer hier eine beträchtliche Anzahl, denn die meisten der wohlhabenderen georgischen Gutsbesitzer besitzen hier ihre Wintersitze. Die innere Einrichtung der Häuser in Tiflis wie überhaupt in ganz

Georgien ist ziemlich bescheiden und erinnert nur selten an den wahrhaft orientalischen Luxus. Im Übrigen zeichnet sich die Zimmereinrichtung in den Wohnungen wohlhabender Leute durch guten Geschmack aus und die Mischung europäischer und orientalischer Möbel nimmt sich im Ganzen ziemlich gut aus. Ausser niedrigen Sophas, Teppichen und anderen Kleinigkeiten findet man hier auch wenig, was an Asien erinnerte. Die Fontäne, die in mohamedanischen Ländern selten im Hofe eines Hauses fehlt, sieht man in Georgien nirgends. Nur in der fernen Provinz giebt es noch zahlreiche Häuser, in denen sich die örtliche Einrichtung erhalten hat. Dort lebt noch mancher Georgier nach alter Sitte, entbehrt Sessel und Stuhl, indem er nach der Gewohnheit der Orientalen mit gekreuzten Beinen auf dem niedrigen Sopha kauert. Bei solcher Lebensweise ist natürlich auch die Zimmereinrichtung eine weit spärlichere.

Neben den alten georgischen Palästen stehen heute im europäisehen Stadtteile schon zahlreiche im europäischen Style gebaute Häuser, die jene durch ihre Eleganz teilweise verdunkeln. Dasselbe betrifft die öffentlichen Lokale, deren beste nach europäischem Muster eingerichtet sind. Hier kann man oft ganz und gar vergessen, dass man sich im Morgenlande befindet.

Es sind das jedoch nur Oasen im Tifliser Labyrinthe, wo dicht daneben in den öffentlichen Gärten der Orient in seiner ganzen malerischen Sonderheit wieder hervortritt.

Der eigentliche Herd des hiesigen öffentlichen Lebens ist in der schönen Jahreszeit der Muschtaid und die in seiner Nähe belegenen Gärten. Hier herrscht von fünf Uhr abends bis spät in die Nacht hinein oder oft bis zum Morgen ein ungemein lebhafter, verschiedenartiger Verkehr und ein lustiges, geräuschvolles Leben, denn sowohl die Georgier als auch die Armenier lieben Musik, Gesang und laute Unterhaltung. Muschtaid heisst ein sehr umfangreicher und schöner Park, welcher in der Nähe des Kurflusses

liegt und von zahlreichen Alleen und Wegen für Wagen und Fussgänger durchschnitten wird. Alle Alleen sind mit prachtvollen Bäumen besetzt und haben ausserdem zu beiden Seiten lebende Zäume von wilden Rosen oder anderen Sträuchern. Die für Fussgänger bestimmten Wege sind mit üppigen Weinlauben umwölbt, deren Ranken schon im Juni im grünen Traubenschmucke prangen. In diesem schattigen Parke versammelt sich jeden Abend die schöne Welt von Tiflis, durch die Alleen rollen Wagen dahin, Reiter und Reiterinnen sprengen vorüber und überall wogt eine dichte, bunte Menge von Spaziergängern. Es zeigen sich da alle Trachten des Kaukasus und schmucke, junge Leute von ritterlichem Aussehen schlendern an den langen Bänkenreihen entlang, wo die schönen, schüchternen Töchter Georgiens fast regungslos dasitzen. Viele von ihnen tragen weisse Schleier, andere sind wieder ganz europäisch gekleidet und unter dem Strohhute, der die üppigen Zöpfe sehen lässt, blitzen die grossen, schwarzen Augen hervor.

Im Muschtaid hört das Leben gewöhnlich schon bald nach zehn Uhr auf, aber fast bis zur Morgendämmerung währt es in anderen Gärten. Hier tönt die Surnamusik die ganze Nacht hindurch, fröhliche Zecher singen Lieder, die wieder mitunter von lautem Gelächter oder den Tanzklängen der Lesginka unterbrochen werden.

Noch reizvoller und poetischer wird dieses bunte, muntere Treiben, wenn die schönen Gärten vom Monde beschienen sind.

In einer solchen Nacht lohnt es der Mühe, an das Ufer des nahe vorbeifliessenden Kur zu treten und auf seine reissenden, im Mondsilber glitzernden Wellen zu schauen. Auf dem gegenüberliegenden Berge ragen die Ruinen der alten Festung, des einstigen Schildes der georgischen Königsstadt, empor. Wie viele Triumphzüge mögen diese riesigen Mauern gesehen haben, wie viel Siegesfeste, die Georgien einst in den Tagen seines Glanzes

feierte, wieviel Pracht in den Ritterzeiten der Königin Tamara, wieviel Elend, Schrecken und Trauer in späteren Tagen, da Georgiens Glücksstern schon gesunken war!

Hier in diesen schattigen Gärten wandelte vielleicht einst Rustaweli, dieser Tasso Georgiens, der erhabenste Sänger des Kaukasus und Geliebte der schönen Königin Tamara.



Georgische Musik.

Rustaweli und Tamara! diese beiden Zaubernamen klangen mir oft im Ohr, wenn ich in den schattigen Alleen dieser Gärten sass und die Surna wehmütige, die Vergangenheit herbeireissende Lieder spielte.

Die Nationalmusik der Georgier, welche von der europäischen weit abweicht, besteht aus dem Tschunguri, einer Art Geige und der Surna, welche eine kleine Kapelle ausmacht und aus Trommel und klarinettenartigen Pfeifen besteht. Anfänglich scheint diese Musik ein blosser Lärm ohne jegliche Melodie zu sein, wenn man ihr jedoch aufmerksam lauscht, bemerkt man bald, dass sie gewisse

Regeln der Harmonie und bestimmte Melodieen besitzt. Diese Weisen sind fast ohne Ausnahme traurig, oft sogar verzweiflungsvoll und der geringen Abwechslungen wegen, eintönig. Auch fehlt ihnen meist ein melodischer Abschluss, denn oft bricht das Lied bei ziemlich hohen Tönen ab, was auf den Europäer einen unangenehmen Eindruck macht.

Zur Begleitung von Gesängen dient gewöhnlich das Tschunguri, denn dieses Instrument ist am wenigsten geräuschvoll und giebt am treuesten die melancholische Leidenschaftlichkeit der georgischen Volksweisen wieder. Die Surna spielt unter anderen auch den georgischen Kriegsmarsch, der mit seiner geräuschvollen, wild dahinbrausenden Melodie Alle hinreisst und selbst im Europäer eine sonderbare Begeisterung hervorruft. Beim Klange desselben streift jeder Georgier sein erworbenes europäisches Wesen ab und wird für eine Weile zum ungestümen, von Mut beseelten Sohne Asiens. In solchen Augenblicken blitzen Dolche, Schüsse krachen und es erklingen laute, leidenschaftlich hinreissende Lieder. Rasende Begeisterung ergreift ganze Zecherkreise und der Toaste und Erinnerungen an Georgiens Vergangenheit ist kein Ende, denn die vormalige Grösse des Vaterlandes steht jedem seiner Söhne stets lebhaft vor Augen. Nur diejenigen, die diese Vergangenheit kennen, sind im Stande die wehmutsvollen und oft wie aus Klagetönen zusammengesetzten Lieder zu verstehen und einen Widerhall im eigenen Herzen zu empfinden. Die Vergangenheit Georgiens ist reich an Ruhm, aber auch wieviel Elend und Trübsal musste dieses Land erleiden! Mehr als zehnmal wurde Tiflis und andere Städte zerstört und niedergebrannt, zahlreiche Dörfer in Schutthaufen verwandelt, Hab und Gut der Einwohner wurde geraubt, die Felder und Gärten verwüstet, die Männer fielen in der Schlacht, die Frauen wurden nach Persien oder in die Türkei geschleppt um dort die Harems reicher

Wüstlinge zu bevölkern. Solche Niederlagen wiederholten sich in der letzten Zeit der Selbstständigkeit Georgiens so oft, dass das Land mitunter Jahrzehnte lang die Trauer nicht ablegte und kein Freudenstrahl das Leben seiner unglücklichen Bewohner erhellte. In solchen Zeiten des Missgeschicks wurden auch die Lieder der Georgier immer trauriger und trauriger, denn es sangen sie Witwen, Mütter, die ihrer Söhne beraubt waren, Kinder, die ihre Eltern verloren hatten. Und sie sangen sie auf den Schutthaufen ihrer Wohnungen, auf den Trümmern ganzer Städte und Dörfer, wo sie nimmermehr die Stimme ihrer Lieben vernehmen sollten, denn diese waren im Kampfe gefallen oder stöhnten in persischer oder türkischer Gefangenschaft.

Ebenso traurig klingen die Tisch- und Zechlieder, sei es auch, dass ihr Inhalt Frohsinn atme. Bei keinem georgischen Gastmahle oder Gelage fehlt der Gesang und sogar die Toaste und gewöhnlichen Trinksprüche sind in Reime gekleidet und werden von allen am Gelage teilnehmenden Männern gesungen. Beim Beginne des Gastmahles wählt man gewöhnlich einen Vorsitzenden, „Tolumbascha", der die Tafelordnung führt und dessen Obliegenheit es ist, die jedem der Tischgenossen zukommenden Toaste auszubringen. Beim Ausbringen des Toastes ruft man gewöhnlich: Auf die Gesundheit Wachtangs, Allawerdi sei mit dir! worauf geantwortet wird: Jakschi woll! (Glückliche Reise!). Es sind das tatarische Ausdrücke, die auf Grund eines historischen Ereignisses in der georgischen Sprache Eingang gefunden haben. Als Schach Abbas von Persien das durch langwierige Kämpfe mit seinen Nachbarvölkern erschöpfte Georgien mit Krieg überzog, verzagte der georgische König Georg IX. und konnte sich nicht entschliessen, dem mächtigen Perserheere offen in einer Feldschlacht gegenüberzutreten. Er schickte daher zu Abbas eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken und versprach einen Tribut zu zahlen, wenn dieser sein Land verliesse. Als man Schach

Abbas die Bitte des georgischen Königs mitteilte, ass er gerade eine Pfirsiche; er stiess mit dem Absatz seines Stiefels ein Loch in den Boden, legte den Pfirsichkern hinein und sagte: Ich verlasse Georgien nicht eher, bevor nicht aus diesem Kern ein hoher Baum emporgewachsen ist! Als der Gesandte sah, dass das Land auf dem Wege eines Vertrages nicht zu retten sei, wandte er sich an den Verbündeten der Perser, Allawerdi, den Anführer der tatarischen Reiterei und bat ihn, zu den Georgiern überzutreten. Zur Belohung dafür versprach er ihm das Teuerste, was er auf dieser Welt habe, nämlich seine schöne Gattin. In eine Tschadra gehüllt, führte er sie in das Zelt des tatarischen Heerführers und als er ihren Schleier lüftete, riefen Alle vor Entzückung aus: Ericha! (Leute, bewundert!). Allawerdi, gerührt durch die Opferwilligkeit des georgischen Gesandten, gab ihm die Gattin zurück und versprach seine Bitte zu erfüllen. Während der Schlacht ging er mit seinem Heere zu den Georgiern über, wodurch er ihnen zum Siege verhalf, fiel aber selbst im Kampfe. Nach errungenem Siege hielten die Georgier und Tataren auf dem Schlachtfelde ein Zechgelage.

— Wo ist Allawerdi? rief plötzlich ein Georgier, welcher noch nichts von seinem Tode wusste.

— Jakschi woll! (Glückliche Reise!) antworteten die Tataren.

Seit diesem Ereignisse kamen diese Worte bei Trinkgelagen in Gebrauch, obgleich sie eigentlich ihre Bedeutung verloren haben.

Fast immer trinken die Georgier auf das Wohl aller am Gastmahle Teilnehmenden, was natürlich mitunter eine gehörige Zahl von Toasten ausmacht. Hierbei hält der Tolumbascha gewissenhaft die Ordnung aufrecht und sieht darauf, dass Jeder sein Glas bis auf den Boden leere, womit jedoch nicht gesagt ist, dass es voll sein müsse. Wenn bereits auf das Wohl aller Anwesenden getrunken worden,

treten „Solisten“ auf und der Tolumbascha legt nun sein Amt nieder. Der „Solist“ schänkt sich vier Gläser ein und bringt vier verschiedene Toaste aus, worauf er die Gläser seinem Nachbar übergiebt, der nun dasselbe zu thun verpflichtet ist. Bei sehr feierlichen Gelegenheiten bedient man sich grosser Füllhörner, die drei, vier und mehr Flaschen Wein fassen, zu deren Leerung sich jedoch nur wirkliche „Meistertrinker“ bereitwillig zeigen. Übrigens ist der Kachetinerwein, welcher fast ausschliesslich in Georgien genossen wird, immer rein von Alkohol und nicht sehr stark, so dass man ein bedeutendes Mass ohne unangenehme Folgen vertilgen kann. Auch ist man des Klimas wegen auf den Genuss des Weines angewiesen und das Wasser ist wegen des hier oft herrschenden Fiebers geradezu schädlich. In der Provinz Kachetien giebt es Häuser, wo nie Wasser auf den Tisch kommt, da man es gar nicht für ein dem Menschen geziemendes Getränk betrachtet.

Nach Beendigung des Mahles erheitert sich die Tischgesellschaft gewöhnlich noch lange durch Gesänge, besonders wenn die Klänge des Tschunguri oder der Surna die Gäste dazu aufmuntern.

Den Gesängen folgen oft Tänze, von denen die „Lesginka“ der beliebteste ist. Sobald ihre Klänge erschallen, erheben sich Alle von ihren Sitzen, um am Tanze Teil zu nehmen oder ihn wenigstens zu bewundern, denn die Lesginka entspricht mehr als jeder andere Tanz dem Temperamente des Georgiers. Getanzt wird sie von einem Manne in Begleitung einer Frau oder eines Mädchens, wobei sich jedoch die Tänzer nicht an den Händen halten, sondern getrennt die verschiedenen Figuren ausführen. Während des Reigens nimmt der Tanzwirbel immer schnellere Wendungen an und erreicht schliesslich eine fast rasende Geschwindigkeit, wodurch jedoch die Bewegungen der Tänzer weder an Grazie, noch an Anstand verlieren. Wenig Tänze erfordern soviel Körpergewandtheit und einen so

edlen Schwung der Bewegungen wie die Lesginka, deren Figuren eine höchst ansprechende Harmonie besitzen und doch dabei fast ungestüm in ihren Wendungen sind.

Wenn der Tanz beginnt, bildet die ganze Gesellschaft einen Kreis um die Tänzer und klatscht mit den Händen nach dem Takte oder sucht die Tanzenden durch Rufe aufzumuntern, wofür diese wieder mit einer Verbeugung, einem Lächeln oder freundlichen Blicken danken. Diese Dankesbezeigungen verleihen besonders Frauen und Mädchen einen unwiderstehlichen Reiz, so dass oft ihr Lächeln oder ihre Verbeugungen von neuem stürmischen Beifall hervorrufen.

Am besten tanzen die Lesginka die Bewohner der Berge, besonders die Tscherkessen, deren Frauen im ganzen Morgenlande durch ihre ungewöhnliche Schönheit bekannt sind. Die Nationaltracht der Tscherkessinnen ist zwar keineswegs geschmackvoll, aber sie selbst sind fast durchweg reizend und oft geradezu bezaubernd. Wie die Georgierinnen sind sie auffallend schüchtern, aber ihre fast kindliche Schüchternheit ist nicht die Folge angeborener Furcht, denn im Gegenteil sind die Tscherkessinnen sehr mutig und nie überkommt sie ein Zittern, wenn ihr Tänzer in unmittelbarer Nähe den Dolch schwingt oder während des Tanzes eine Pistolenkugel vor ihren Füssen in den Erdboden schlägt. Nein, diese Tochter der Berge, die täglich in die schrecklichsten Abgründe schaut und auf feurigem Rosse an den Rändern tiefer Klüfte dahinsprengt, die von Kindheit an den Donner der Lawinen, das Brausen der Stürme und Geheul der Wölfe und Hyänen gewöhnt ist, diese schöne Rose der Berge kennt keine Furcht und ruhig bleibt ihr reizvolles Auge im Augenblicke der Gefahr.

Heute ist die Lesginka noch in ganz Georgien sehr beliebt, jedoch in den grösseren Städten wie Tiflis und Kutais, wo sich schon ein fast ganz europäisches Salon-

leben herausgebildet hat, wird sie immermehr durch die europäischen Tänze verdrängt, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da das Theater ihr einziger Zufluchtsort sein wird. Diese Bretter, die die Welt bedeuten, sind es ja, die so manches Lebensbild der Vergangenheit bewahren und immer noch die Menschheit an jenes buntfarbige Spiel der Vorzeit erinnern, über deren Wesen und Geist sie sich längst hinaus zu sein dünkt. Ja, mit wahrhaft kindischer Freude kehren wir zu jener „überwundenen" buntfarbigen Bilderei zurück und laben uns wie Kinder an ihr, denn die graue Prosa unseres scheinbar hohen Kulturlebens genügt uns einmal nicht und sie wird auch den eifrigsten Materialisten nie befriedigen.

Theater giebt es drei in Tiflis, nämlich je ein russisches, georgisches und armenisches. Über die reichsten Mittel verfügt von ihnen das russische, während die beiden andern diesem in jeder Hinsicht weit nachstehen. Das Tifliser georgische Theater, welches bis jetzt das einzige in ganz Georgien ist, hatte Augenblicke, die ihm eine glänzende Zukunft zu prophezeien schienen, aber es waren das nur kurze Flitterwochen und heute ist seine Lage eine keineswegs glänzende. Gegründet wurde die georgische Nationalbühne im Jahre 1850 vom Fürsten Georg Eristawi, welcher auch der erste georgische Bühnendichter war und sich daher um die Förderung der dramatischen Kunst in seinem Vaterlande nicht geringe Verdienste erworben hat. Während des 34 jährigen Bestehens dieses Theaters war man bemüht sie auf die Höhe seiner Bestimmung zu erheben, aber trotz eines verhältnismässig ziemlich reichhaltigen Repertoires von Originalstücken und Übersetzungen, ist die georgische Bühne noch keine Nationalbühne im wahren Sinne des Wortes. Ohne Zweifel fehlt es eben der georgischen Gesellschaft noch am wahren Kunstsinne und den Leitern des Theaters an der gehörigen Kenntnis der dramatischen Kunst. Hierbei ist jedoch hinzuzufügen, dass in der letzten

Zeit ziemlich ernsthafte Anstrengungen gemacht wurden die künstlerische Entwicklung dieser Nationalbühne zu fördern, deren nutzbringende Folgen jedoch noch nicht abzusehen sind.

Die dramatische Litteratur der Georgier werde ich weiter unten, im Kapitel, welches ihr Geistesleben behandelt, besprechen.

Ehe ich zur Betrachtung der Tifliser Altertümer übergehe, kann ich nicht umhin des kaukasischen Museums zu erwähnen, dessen Gründer und umsichtiger Erhalter unser Landsmann Dr. Gustav Radde ist. Dr. Radde ist als Ornithologe und Naturforscher weit und breit in Gelehrtenkreisen bekannt, aber wenige dürften von seinen Verdiensten gehört haben, die er sich um die Schöpfung und wahrhaft kunstvolle Einrichtung des kaukasischen Museums in Tiflis erworben hat. In seinen umfangreichen, reich ausgestatteten Sälen tritt dem Besucher ein wahrhaftiges Lebensbild der kaukasischen Länder entgegen und zwar ist sowohl deren Vergangenheit als auch ihr heutiger Zustand berücksichtigt. Alte Schmucksachen, Gefässe, Münzen, Abbildungen von Ruinen oder noch bestehenden Kirchen und Klöstern geben uns Aufschluss über die Vergangenheit des Kaukasus. Reiche Sammlungen von Mineralien, ausgestopften Tieren, Insekten u. s. w. gestatten uns einen Einblick in die grossartige Natur dieses Landes. Zahlreiche Gruppen lebensgrosser Figuren zeigen uns die Nationaltrachten aller den Kaukasus bewohnenden Völkerstämme, während wieder hölzerne Miniaturnachbildungen ihrer Häuser, Haus- und Ackergeräte das alltägliche Leben dieser Völker und ihren materiellen Kulturzustand kennzeichnen. Der Naturfreund, der Altertumsforscher sowie der Laie finden hier reichlichen Stoff zur Befriedigung ihrer Wissbegier und vor Allem hilft ihnen dieses Museum ihr Bild von Land und Bewohnern des Kaukasus vervollständigen.

Sieht man die altertümliche Hauptstadt Georgiens in ihrem heutigen, halb europäischen Gewande, so empfindet man unwillkürlich das Verlangen, manche Überreste ihrer glänzenden Vergangenheit kennen zu lernen. Leider besitzt Tiflis verhältnismässig wenig Altertümer, denn mehr als andere Orte Georgiens war diese Stadt stets den Angriffen der Feinde ausgesetzt, die sie als Herz des Landes betrachtend, stets nach ihrer Einnahme strebten und in ihrem Besitz die Hauptbedingung der Eroberung Georgiens sahen. Am meisten litt dieses Land im Laufe seiner Vergangenheit von den Persern und Türken, obgleich es auch andere Nachbarvölker wie Lesgier und Tataren in hohem Grade beunruhigten. Alle diese Völker bekennen sich zum Glauben Mahomeds, weshalb es natürlich ihr erstes Bestreben war, das christliche Georgien und dessen Einrichtungen nach mahomedanischen Mustern umzumodeln. Da ihnen jedoch in diesen Bestrebungen die Georgier stets hartnäckigen Widerstand leisteten, so suchten sie bei jedem ihrer Einfälle, alle grösseren Städte und festen Plätze, die dem Lande Schutz verliehen, zu zerstören. Seit undenklichen Zeiten besass Tiflis starke Ringmauern, die auf dem Scheitel der die Stadt umgebenden Berge dahinliefen und stellenweise von Festungswerken unterbrochen waren. Der Zahn der Zeit hat diese Riesenmauern noch nicht völlig vernichtet und noch heute zeugen sie für die Anstrengungen, die die Georgier anwandten, um ihren Feinden Trotz zu bieten. Ausser diesen Ringmauern und dem Schlosse des letzten Königs Heraklius, einem Gebäude, das heute der russischen Militärverwaltung zugehört, sind in Tiflis fast gar keine anderen Gebäude verblieben, die für die einstige Macht Georgiens zeugen könnten, denn selbst das alte Königsschloss, in welchem die Bagratidenherrscher in der Glanzperiode residierten, ist spurlos verschwunden. Nach örtlichen Angaben zählte es dreihundert Gemächer und innerhalb seiner Hofmauern befanden sich

vier Kirchen, ein Tiergarten und ein umfangreicher Lustgarten. Mit ihm sind auch andere Paläste der Bagratidenfürsten verschwunden, sodass heute Tiflis fast nichts mehr von seiner königlichen Herrlichkeit besitzt, die ihm einst so grosse Bedeutung verlieh. Der Grund dieses Mangels an Baudenkmälern aus der Vergangenheit Georgiens ist hauptsächlich im Charakter der letzten Epoche der Unabhängigkeit dieses Landes zu suchen. In diesem Zeitraume war Georgien der Schauplatz fast ununterbrochener innerer Kriege wie auch häufiger und verheerender Überfälle von Seiten der Perser, sodass Tiflis im Laufe mehrerer Jahrzehnte den grössten Verwüstungen ausgesetzt war und ein bedeutender Teil seiner prächtigsten Gebäude zerstört wurde. Als um das Jahr 1800 die Russen das Land in Besitz nahmen, lag Tiflis teilweise in Trümmern und wenn es auch später wieder auferstand, wie das schon in früheren Jahrhunderten oft geschehen war, so erlangte es doch seinen früheren Glanz nicht wieder und das Ritterleben, das einst in seinen Mauern pulsiert hatte, war für immer erloschen. Dort, wo sich früher umfangreiche Gärten erstreckten, entstanden neue Häuser, deren Zahl heute schon so bedeutend ist, dass sie fast eine neue Stadt ausmachen.

Dauerhafter als die Stätten fürstlicher Pracht und weltlichen Prunkes waren die Denkmäler der Religiosität der alten Georgier, denn einige der noch heute bestehenden georgischen Kirchen in Tiflis stammen aus den ersten Jahrhunderten des Christentums. Die prachtreichste von ihnen ist die alte Domkirche, welche im fünften Jahrhunderte vom Könige Wachtang erbaut wurde und lange Zeiten hindurch der Sitz des Katolikos, des höchsten geistlichen Würdenträgers in Georgien war. Sie ist aus gelbem Steinmaterial aufgeführt und hat wie alle georgischen Kirchen nicht sehr hohe mit achteckigen Kuppeln versehene Türme. Ihre heutige Architektur und innere Ausstattung stammen aus späteren Zeiten, denn im dreizehnten

Jahrhunderte wurde sie vom Sultane Dschelal-eddin, dann aber von Timur zerstört. Als im sechzehnten Jahrhunderte Schach Ismael Tiflis verheerte, wurde sie gleichfalls hart mitgenommen und vieler ihrer Kostbarkeiten beraubt. Bis heute noch wird in dieser Kirche ein für die Georgier wertvolles Kleinod aufbewahrt, nämlich ein von der heiligen Nina, der ersten Bekehrerin Georgiens stammendes, mit ihren Haarflechten gebundenes Kreuz aus Weinreben. Dieses Kreuz ist gewissermassen das Sinnbild der georgischen Nationalkirche, die zwar aus dem Schosse der griechisch-orientalischen entstanden ist und sich auch in ihren Grundsätzen von dieser nicht unterscheidet, doch später eine gewisse Selbstständigkeit erlangte und ihren eigenen Oberhirten im Katolikos von Georgien besass. Dank dieser Selbstständigkeit entwickelte sich auch in der georgischen Kirchenarchitektur ein besonderer Stil, dem allerdings griechisch-byzantinische Vorbilder zur Grundlage dienten. Nach der Vereinigung Georgiens mit Russland hat die russische Regierung die georgische Kirche mit der russischen vereinigt und seitdem verwaltet sie ein Exarch russischer Nationalität.

Um die Hälfte unseres Jahrhunderts wurde die Tifliser georgische Kathedrale fast gänzlich umgebaut, wodurch sie natürlich viel von ihrem altertümlichen Charakter verloren hat. Ausser ihr giebt es in Tiflis noch andere sehr alte Kirchen, von denen die Davidskirche der Erwähnung verdient. Sie steht auf einem Berge, der denselben Namen trägt und ist Dank dieser hohen Lage weithin sichtbar. Neben ihren Mauern befindet sich das Grabdenkmal des russischen Schriftstellers Gribojedow, des Verfassers des bekannten Lustspiels „Wehe dem, der Verstand hat!“ Wie Lermontow liebte auch Gribojedow das Zauberland Georgien und ihm galten alle Träume seiner letzten Lebensjahre. Auf diesem Denkmale hat seine Gattin, eine Georgierin, folgende Inschrift anbringen lassen: „Deine Werke

haben dich in deinem Vaterlande unsterblich gemacht, aber warum soll dich deine Nina überleben!“

Die übrigen georgischen Kirchen sind weniger altertümlich oder zeichnen sich nicht besonders durch ihre Architektur oder innere Ausstattung aus. Überhaupt besitzt Tiflis mehr armenische als georgische Kirchen, was ziemlich auffallend ist, da doch die Georgier hier stets das herrschende Element waren und bei ihnen der religiöse Sinn nie schwächer war als bei den Armeniern.

Die lezteren kamen aus ihrem Vaterlande vertrieben, als Flüchtlinge nach Georgien und da sie hier gastfreundliche Aufnahme fanden, liessen sie sich hier nieder, besonders aber in Tiflis, welches als Hauptherd des nationalen Lebens ihren Hang zu Handel und Gewerbe sehr begünstigte. In anderen Gegenden Georgiens giebt es ihrer weniger und in manchen Gegenden sind sie gar nicht anzutreffen. Jedenfalls ist jedoch ihre Zahl gross genug um ein Volk im Volke zu bilden und zur Verarmung der einheimischen Bevölkerung beizutragen. Seit einer geraumen Zeit spielen die Armenier in Georgien die Rolle der Juden, indem sie Handel und Gewerbe in ihren Händen behaupten und sich allmählich immer bedeutendere Existenzmittel erwerben. Als Georgien noch ein unabhängiges Reich war und sein Adel mehr Macht und Einfluss besass als heute, muss wahrscheinlich die Stellung der Armenier eine weniger hervorragende gewesen sein als gegenwärtig. Ohne Zweifel betrieben sie damals ihre Sache mit mehr Schüchternheit als heute, obgleich sie wohl von Seiten der Georgier keine Bedrückungen erfahren haben mögen, denn sie hatten Zutritt zu vielen und sogar hohen Ämtern und ihre Nationalität entwickelte sich ungestört neben der georgischen, die sie in letzter Zeit in mancher Hinsicht sogar überflügelt hat.

Im Charakter unterscheiden sich die Armenier von den Georgiern um ein Bedeutendes. Während nämlich

die letzteren viele Rittereigenschaften besitzen, haben die ersteren wieder mehr Hang zum stillen, betriebsamen Leben und das Kriegshandwerk scheinen sie eben so wenig wie die Juden zu lieben. Dieser auffallende Unterschied zwischen dem Temperamente und Charakter dieser zwei Nach-



Armenierin.

barvölker lässt sich teilweise durch klimatische Ursachen erklären.

Armenien, das eigentliche Vaterland der Armenier, ist ein rauhes, unfruchtbares Hochland, dessen Sommerhitze nicht weniger empfindlich ist als die Kälte während des fast sechs Monate dauernden Winters. Es besitzt

weder jene paradiesischen Landschaften, die die Zierde Georgiens sind, noch seinen Fruchtreichtum, denn sein felsiger Boden bringt nur kärgliche Frucht hervor. Die Natur hat also den Armenier nicht verweichlicht, sondern sein Organismus hat sich vielmehr im Kampfe mit ihr gestählt: er ist ausdauernd, geduldig und mit weniger Einbildungskraft begabt als der blühende und fruchtbare Thäler bewohnende Georgier. Reichtum an Ackerland besitzt der Armenier nicht und ist daher genötigt, durch Gewerbe und Handel sein Brot zu verdienen. Auch hat sich in ihm eine gewisse Schlauheit ausgebildet, denn die seit Jahrhunderten dauernden Bedrückungen, die sein Volk von den Persern und Türken erleiden musste, haben in ihm das Aufrichtigkeitsgefühl erstickt und ihn Heuchelei gelehrt. Es ist das eine Eigenschaft, die für stolze und eitle Gegner stets gefährlich ist und solche haben auch die Armenier fast überall, wo sie sich eine zweite Heimat gegründet haben. Zudem besitzt der Armenier noch eine beträchtliche Dose von Habgier, die gewöhnlich Völkern eigen ist, welche aus ihrem Vaterlande verdrängt in fremden Ländern ihr Dasein fristen müssen. Eine derartige Lebenslage bringt fast immer eine rege Gewinnsucht hervor, denn ohne dauerhafte Grundlage seiner Existenz bangt dem Menschen um seine Zukunft und er strebt daher nach schneller Bereicherung, um wenigstens im Gelde einen Stützpunkt zu haben, der ihm anderweitig fehlt. Wie sehr die Armenier diesem Umstande ihre Aufmerksamkeit widmen, sieht man in den im ganzen Oriente bestehenden Verhältnissen, wo die Armenier die Herren des Handels sind und die grössten Kapitale in ihren Händen haben.

Mit einem Volke, das seine Stellung so nachhaltig zu befestigen und zu schützen weiss, ist es für die gutherzigen, leichtgläubigen und zur Verschwendung geneigten Georgier nicht leicht den Wettstreit auszuhalten. Daher vermindern sich auch ihre Besitztümer mit jedem Jahre,

indem sie in die kräftigen Hände der Armenier übergehen, deren heute schon viele bedeutende Ländereien besitzen. Die Georgier sind zwar nicht blind für diese Änderung ihrer materiellen Lage und machen Anstrengungen, um das wirtschaftliche Übergewicht im Lande auf ihrer Seite zu behaupten, aber es ist fraglich, ob es ihnen schliesslich gelingt die Goldflut zu hemmen, die bis jetzt aus ihren Beuteln in die der schlauen Söhne Haiks zieht.

Die letzteren verstehen es besser ihre Sache zu fördern als jene Exritter, die ein bequemes Leben lieben und sich mehr als sie vom Gewissen leiten lassen.

Auch an der Hebung der Aufklärung unter dem Volke arbeiten die Armenier ziemlich energisch, denn sie wissen wohl, dass Bildung und Kultur die Kräfte jeder Nation vermehren hilft. Ihre Schulen sind teilweise musterhaft und ein bedeutender Teil der armenischen Jugend studiert in den höheren Lehranstalten Russlands und Westeuropas. Daher findet man auch unter ihnen viele Leute mit höherer Bildung und gediegenen Sprachkenntnissen. Überhaupt ist der Stand der Volksaufklärung unter den Armeniern ein weit höherer als man ihrer geographischen Lage nach anzunehmen geneigt ist, und in Vorderasien sind sie dasjenige Volk, welches am nachhaltigsten den Fortschritt betreibt.

Schon seit einigen Jahrzehnten haben sie eine Presse, die jetzt aus mehr als dreissig Blättern besteht und deren gediegenste in Konstantinopel erscheinen. Diese Stadt ist der Hauptherd des geistigen Lebens der Armenier im allgemeinen und ihre hier erscheinenden Zeitungen übertreffen bei weitem die türkischen an Gediegenheit des Inhalts und fortschrittlichen Grundsätzen.

Der Herd der geistigen Bewegung der kaukasischen Armenier ist Tiflis, woselbst gegenwärtig sechs armenische Zeitungen erscheinen. Die bedeutendste derselben ist das Tageblatt „Mschak“ (der Arbeiter), welches von Dr. Arzruni

herausgegeben wird. Es ist das eine geschickt redigierte und dem Inhalte nach sehr reichhaltige Zeitung, in welcher dem fortschrittlichen Leben Westeuropas, besonders Deutschlands, sorgfältige Beachtung gewidmet wird. Zu ihren Feuilletonmitarbeitern gehört unter anderen der Novellist Raffi, welcher auch als Übersetzer deutscher Novellen bekannt ist. Der Redakteur selbst hat an der Heidelberger Hochschule studiert und spricht das Deutsche mit grosser Fertigkeit, wodurch sich auch zahlreiche andere armenische Schriftsteller auszeichnen. Die zweite Zeitung ist der „Nor Dar“ (Die neue Zeit), dessen Redakteur Spandarjan gleichfalls seine höhere Ausbildung in Deutschland genossen hat. In diesem Blatte sind die fortschrittlichen Grundsätze der Jungarmenier ausgeprägter vertreten als im „Mschak“, weshalb es auch gewissermassen auf der äussersten Linken steht. Eine dritte, wöchentlich dreimal erscheinende Zeitung ist die „Megu Hajastani“ (Die Biene Armeniens), die schon seit einem Vierteljahrhunderte besteht und mehr konservativen Grundsätzen huldigt. Ausserdem erscheint in Tiflis noch ein ziemlich reichhaltiges Wochenblatt, das „Ardsagank“ (Echo), welches von Jofseliani redigiert wird. Die armenischen Lehrer haben ihr Organ in der Monatsschrift „Waraschan“ (Die Schule), während die armenische Kinderwelt Unterhaltung und Geistesnahrung aus dem „Aigpjur“, nämlich aus der „Quelle“ schöpft.

Wie in allen Zweigen ihrer nationalen Wirksamkeit zeichnen sich die Armenier auch in der Litteratur durch praktischen Sinn aus und der Wert ihrer litterarischen Werke beruht mehr auf dem wissenschaftlichen Gehalte derselben als auf schöpferischer Dichterkraft. Ihr Schrifttum hatte einst seine klassische Blütezeit, aus der uns ein bedeutender Schatz von wissenschaftlichen, besonders geschichtlichen und theologischen Werken verblieben ist. Grosse Dichter hatten jedoch die Armenier eigentlich nie, wenn auch manchem Sänger der klassischen Epoche weder

Kraft noch Begeisterung abzusprechen ist. Ihre mittelalterliche Poesie war grösstenteils religiöser Art und als solche hat sie allerdings eine ansehnliche Höhe erreicht. Dies betrifft besonders die Lieder von Narses Schnorgali, Gregor Narekazi und Chartschatur Wartapet. Die Hymnen dieser von aufrichtigem Glauben beseelten Dichter werden noch heute in den armenischen Kirchen gesungen und die Lieder von Schnorgali wurden sogar in mehrere europäische Sprachen übertragen. Dieser letztgenannte Dichter hat auch eine Geschichte Armeniens von der Schöpfung der Welt bis zu der ihm zeitgenössischen Epoche in Versen verfasst, wofür ihm von den Gelehrten des Abendlandes der Titel eines armenischen Livius zuerkannt wurde. Allerdings mag es ein eitles Beginnen sein, die Geschichte eines Volkes von der Schöpfung der Welt an zu schreiben, aber für die Armenier, die über Noah und seine nächsten Nachkommen sehr genaue Berichte haben und auch genau wissen, dass Noah armenisch sprach, mag ein solches Unternehmen leichter als für irgend Jemand sein. Unter den weltlichen Dichtern der klassischen Epoche war der bedeutendste Gregor Magistros, welcher im fünften Jahrhunderte lebte.

Nach dem Untergange des armenischen Reiches zerstreute sich ein grosser Teil seiner Bewohner über Westasien und Osteuropa und gründete dort zahlreiche Kolonien. Trotz des drückenden Schicksals, welches seitdem den Armeniern zuteil ward, vernachlässigten sie jedoch nie ihr Geistesleben und pflegten sogar in weiter Fremde ihre vaterländische Kultur. Der beste Beweis hierfür sind die zahlreichen armenischen Druckereien, welche in vielen Städten Asiens und Osteuropas bis auf unsre Zeit bestanden haben. Wo sich nur eine bedeutendere Anzahl Armenier zusammenfand, schritten sie sofort zur Gründung einer Druckerei und Herausgabe von Büchern, um ihre Sprache und Litteratur vor dem Untergange zu bewahren.

In neueren Zeiten ist das Schrifttum der Armenier wiederum aufgeblüht und entwickelt sich nunmehr den modernen Anforderungen gemäss. Da die Ethik und der Charakter eines Volkes auf dessen Geistesfrüchte einen grossen Einfluss ausüben, tritt natürlich auch in der litterarischen Wirksamkeit der Armenier ein Übergewicht von praktischer Reflexion hervor, während in ihr die schöpferische Thätigkeit der blossen Einbildungskraft in geringerem Masse vorhanden ist.

In der schönen Litteratur wird vor allem die Erzählung gepflegt, für die auch die Armenier grosse Vorliebe zu haben scheinen. Kärglicher ist es um die Poesie bestellt, welche nur wenig und grösstenteils nur mittelmässige Vertreter hat.

Der heutige Roman der Armenier folgt in seiner Entwicklung streng den Mustern des Abendlandes und hat nichts mehr gemein mit morgenländischem Fabulieren. Seinen Stoff schöpft er aus dem Gesellschaftsleben und ist gewissermassen ein Spiegel desselben. Die bedeutendsten Erzähler sind Raffi, Dserenz, Proschjanz, Abowjanz und Agajanz. Des Ersten Novellen gehören zu den gelesensten und behandeln das Leben der Armenier in verschiedenen Verhältnissen. Im „Blödsinnigen“ schildert Raffi Szenen aus dem russisch-türkischen Kriege, in den „Funken“ malt er Bilder aus dem Leben der in Persien und der Türkei wohnenden Armenier, während er im „Goldhahn“ vom Handel und Wandel der armenischen Kaufleute im Kaukasus erzählt.

In den neuesten Schöpfungen der armenischen Belletristik macht sich deutlich eine realistische Strömung geltend, indem sich in ihnen das wirkliche Leben abspiegelt und Charaktere vorkommen, die keineswegs idealisiert sind. Allerdings scheint es dabei an einer pessimistischen Färbung nicht zu fehlen, aber selbst auch diese lässt sich mitunter durch die Wirklichkeit rechtfertigen. Fast immer ist es

das Kaufmannsleben, das mit seinem Stoffe herhalten muss, sodass es fast aussieht, als ob die armenischen Belletristen dem Kaufmanne das Heldenmonopol zusprechen wollten.

Um dem Leser einen Einblick in diese neuarmenische Romanwelt zu ermöglichen, will ich hier kurz den Inhalt zweier Erzählungen wiedergeben, welche treu realistisch abgefasst sind und also zugleich auch als wahre Lebensbilder angesehen werden dürfen. In der ersten „Schirwansadse“ schildert der Verfasser das Leben eines armenischen Kaufmannes, indem er von seinen Knabenjahren anfängt und die allmähliche Entwicklung seiner Fähigkeiten zu dem ihm vorschwebenden Berufe geschickt auseinanderlegt. Die Entwicklung ist aber hier nur eine allmähliche Hinabgleitung auf den Pfad des Betruges und schon im Jünglinge steckt ein mächtiger Hang zur rücksichtslosen Bereicherung. Aga Arutschanjanz, der Held der Erzählung, ist ein eigennutziger Wicht, der selbst durch seine Verheiratung ein Geschäft machen will und um seinen Zweck zu erreichen, selbst vor den nichtswürdigsten Mitteln nicht zurückschreckt. Sein Prinzipal hat eine hübsche Tochter, die eine hübsche Mitgift besitzt und diese Mitgift einzuheimsen, ist sein einstweiliger Lebenstraum. Doch der Prinzipal hat andere Gedanken und verschmäht den unbemittelten Handlungscommis, weshalb dieser in der Stadt das Gerücht verbreitet, er stehe zur Tochter seines Brotgebers in sehr vertraulichen Beziehungen. Sein Plan gelingt wirklich, denn die jungen Leute der Stadt verschmähen nun die Hand des verleumdeten Mädchens und der Vater sieht sich schliesslich gezwungen, dem Aga seine Tochter zur Frau zu geben. Dieser gewinnt nun plötzlich Boden unter seinen Füssen, wird ein wohlhabender Mann und kann sich nun nach einem andern Lebenstraume umsehen, der aber immer nur seiner Gewinnsucht geweiht sein wird.

In einer anderen Erzählung „Der Fabrikenbrand“

schildert der Verfasser den Brand einer Petroleumgrube und zwar mit den treuesten Einzelheiten des Realismus. Der Held der Erzählung, der Besitzer grosser Petroleumquellen, Johannes Marutjanz läuft wie rasend umher und fleht seine Arbeiter an ihm doch die Gefälligkeit zu erweisen und sich zur Rettung seiner Fabrik in die Flammen zu stürzen, da sonst sein Geschäft zu Grunde gehen könne. Der cynische Eigennutz dieses Marutjanz erinnert stark an den Eigentümer des Sklavenschiffes von Heine.

Ein ähnlicher Realismus tritt in der dramatischen Litteratur der Armenier zu Tage, deren hervorragendster Vertreter, Gregor Sundukianz der ausgeprägteste Realist ist. Seine Bühnenstücke, die in den armenischen Theatern grossen Erfolg haben, obgleich man ihnen einen übertriebenen Pessimismus vorwirft, behandeln auch grösstenteils Vorwürfe, die dem Kaufmannsleben entnommen sind und meist dessen Schattenseiten ans Tageslicht fördern. Diesen scheinbar einseitigen Gegenstand weiss jedoch Sundukianz zu variieren, indem er seine Helden in den verschiedensten Lebenslagen und Verhältnissen aufsucht und stets dem Stücke eine neue Fabel zu Grunde legt. Seine Bühnenwerke haben Schwung, sind geschickt ausgearbeitet und entbehren nicht jener feinsinnigen Zusammenstellung der Handlung, die Spannung erregt.

Andere armenische Lustspieldichter verdienen weniger der Beachtung des Ausländers. Auch das armenische Drama hockt noch in den Kinderschuhen, obgleich die Geschichte der Armenier ziemlich reich an wirklich dramatischen Episoden ist und überhaupt das gesamte Leben dieses Volkes viel Stoff zu dramatischen Verarbeitungen bietet.

Im Ganzen genommen kämpft das armenische Theater noch um sein Dasein, obgleich es ihm weder an einem verhältnismässig reichhaltigen Repertoire, noch an erträglichen Darstellern fehlt. In der letzten Zeit zeigte sich

auf den armenischen Bühnen sogar ein Künstler ersten Ranges, Namens Adamian, der besonders in Shakespeareschen Rollen ungewöhnliches leistet. Da ihm aber wahrscheinlich das vaterländische Theater nicht genügende Vorteile verspricht, tritt er nunmehr nur auf den französischen und italienischen Bühnen des Orientes auf.

Ausser der dramatischen Kunst wird bis heute noch keine andere von den Armeniern in dem Grade gepflegt, dass man ihrer Wirksamkeit in diesem Bereiche eine nationale Bedeutung beilegen könnte. So hat die Musik der Armenier noch nicht ihre künstlerische Entwickelung erreicht und in der Malerei ist Ajwasjan oder Ajwasowski, wie sein Name russifiziert heisst, ihr einziger namhafter Vertreter. Dieser bekannte Marinist darf wohl aber kaum als national-armenischer Künstler betrachtet werden, denn erstens will er wohl selbst nicht für einen solchen gelten und zweitens ist die See, der beständige Vorwurf seiner Gemälde, ein Armenien fremdes Element.

Überschaut man die gesamte geistige Thätigkeit der Armenier, so gelangt man zur Überzeugung, dass sie sich auf dem Wege rastlosen Fortschrittes befinden und die Förderung ihrer nationalen Kultur mit nachhaltiger Energie betreiben.

Das ist also das Volk, welches in Georgien neben der einheimischen Bevölkerung einen wichtigen Standpunkt einnimmt und augenscheinlich darnach strebt, sich im Lande das Übergewicht zu erringen. Möglicher Weise werden aber diese Bestrebungen nie ihren Endzweck erreichen, denn erstens ist die Zahl der Georgien bewohnenden Armenier zu gering, auf dass es ihnen möglich wäre endgültig den Georgiern die Vorherrschaft abzugewinnen und zweitens ist die nationale Kultur der letzteren schon zu einer solchen Stufe der Entwicklung gelangt, von wo der Rückschritt schwieriger als der Fortschritt zu sein pflegt. Nur in materieller Hinsicht ist die Konkurrenz mit

den Armeniern für die Georgier gefährlich, zumal sie von jenen in der Kunst materielle Mittel zu erwerben und zu erhalten, weit übertroffen werden.

Bei solchen Verhältnissen sind natürlich auch die gegenseitigen Beziehungen dieser beiden Völker ziemlich gespannt oder bestehen teilweise gar nicht. Der Georgier achtet gewöhnlich den Armenier sehr gering, lernt seine Sprache nicht und hält sich so viel als möglich fern von ihm, wobei er verlangt, dass dieser den Rechten, die stets dem heimischen Elemente zustehen, Rechnung trage und sich den örtlichen Verhältnissen füge. Der Armenier thut das auch ohne Zaudern, lernt bereitwillig die georgische Sprache und richtet sich überhaupt in vielem nach der Landessitte, wobei er natürlich seinen eigenen Vorteil und Nutzen, den er aus einer solchen Fügung ziehen kann, zunächst im Auge hat.

Ähnlich verhält sich auch der Armenier den Russen gegenüber, in welchen er, die Macht schätzend, ein Element sieht, mit dem er leichter auf freundschaftlichem als gespanntem Fusse fortzukommen meint.

Obgleich sowohl die Armenier wie die Georgier ihre Unabhängigkeit eingebüsst haben, so war doch ihre Vergangenheit eine verschiedene und während die ersteren schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts vor dem Halbmonde die Waffen streckten, führten die Georgier noch fast zwei Jahrhunderte lang den Kampf um ihre Selbstständigkeit fort. Die letzteren erfüllten ihre Mission nicht ohne Ruhm und ihre Geschichte ist ungemein reich an Heldenthaten und seltener Aufopferung für Glauben und Freiheit. Dieser edle Zug schwand allerdings immer mehr mit dem Verfalle des Rittertums und Georgien wurde schliesslich der Schauplatz anarchischer Gesetzlosigkeit und langwieriger Bürgerkriege, aber trotzdem bewahrten seine Bewohner gewisse Rittertugenden und büssten nie völlig ihre Männertüchtigkeit ein.

Anhaltende Thronstreitigkeiten zwischen den Prinzen des Bagratidenhauses führten endlich den Untergang seiner Selbstständigkeit herbei und um das Jahr 1800 bemächtigte sich Russland dieses Landes.

Der Verlust der Unabhängigkeit änderte natürlich in vieler Hinsicht die Lage der Dinge in Georgien, seine Institutionen wurden grösstenteils durch russische ersetzt und überhaupt verschiedene Assimilierungsmittel angewandt, um aus seinen Bewohnern nicht nur russische Unterthanen, sondern auch Russen zu machen. Manche dieser Mittel waren nicht völlig erfolglos, denn anfänglich verblendete einen Teil der georgischen Gesellschaft die europäisch-russische Kultur, welche durch die neuen Herren bei ihnen eingeführt wurde. Mit der Zeit erwachte jedoch wieder in ihnen das Nationalbewusstsein, sie erinnerten sich, dass sie selbst eine alte Kultur besassen und machten sich daran, diese den modernen Anforderungen gemäss zu entwickeln. Seitdem ziehen die Georgier zwar aus den russischen Institutionen Nutzen, sind für die russische Regierung friedliche Unterthanen, aber nichtsdestoweniger arbeiten sie an ihrer eigenen Entwicklung und streben darnach, ein den Völkern Europas ebenbürtiges Kulturvolk zu werden.

Die Beeinflussungen, welchen die Georgier im Laufe ihrer Vergangenheit unterlagen, waren verschieden und haben auch mehr oder weniger Spuren auf ihren Institutionen, Sitten, ihrer Sprache und ihrem Geistesleben zurückgelassen. Ursprünglich wurde ihre Kulturentwicklung von dem Verkehr beeinflusst, welchen sie lange Jahrhunderte hindurch mit den Byzantinern unterhielten und welcher mit Einführung des Christentums in Georgien seinen Anfang nahm. Für lange Zeit verdrängte er den Einfluss, den bisher Persien auf dieses Land ausgeübt hatte. Dieser Verkehr wurde in der Folge immer reger und Byzanz errang sich mit der Zeit die Vormundschaft über Georgien

und zwar sowohl in politischer wie auch in kirchlicher und kultureller Hinsicht, denn da seine Missionäre die endgültige Bekehrung dieses Landes sowie die Gründung seiner ersten kirchlichen Institutionen durchführten, gelang es ihnen auch leicht die Leitung derselben zu behaupten. In Folge dessen war die georgische Kirche anfänglich völlig von der griechischen abhängig und erst in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts war es dem Könige Adarnasse möglich, sie von dieser Abhängigkeit zu befreien. Er entzog sie der Obhut des Patriarchen von Antiochia und schuf das Amt des Katholikos von Georgien, welcher nunmehr der oberste Würdenträger der Landeskirche war und in seiner Person deren Unabhängigkeit repräsentierte. Die Geschichte und das Schicksal der Kirche waren in der Kulturentwicklung der Georgier höchst bedeutungsvolle Faktoren, da sie lange Zeit die einzige Institution war, von welcher sich die Strahlen der Aufklärung über die Nation verbreiteten. Diese Aufklärung war natürlich fast durchweg griechisch, denn aus Griechenland und Byzanz kamen ohne Unterbrechung neue Scharen von Geistlichen nach Georgien und ihrem Einflusse hatten es seine Bewohner zu verdanken, dass sie in verhältnismässig kurzer Zeit ihre ursprüngliche Barbarei abstreiften. Nach der Erlangung der Unabhängigkeit der Landeskirche durch den König Adarnasse, wurde auch der Einfluss der Griechen schwächer, aber er hörte noch keineswegs auf. Im Gegenteil, das hinsiechende und verknöcherte byzantinische Kaisertum war noch lange für die Georgier die Kulturquelle und die Griechen trugen auch viel zur Hebung ihrer materiellen Zivilisation bei, indem sie in Georgien ihre Kenntnisse der Baukunst, der Malerei und Handwerke in Anwendung brachten. Die Architektur der georgischen Kirchen und viele in denselben erhaltenen Gemälde zeugen deutlich für diesen Einfluss.

Ehe jedoch diese Kulturanfänge zur gehörigen Ent-

faltung gekommen waren, wurde Georgien von den Arabern erobert, deren Herrschaft hier vierhundert Jahre währte, obwohl gleichzeitig neben ihnen mehrere kleine unabhängige Fürstentümer bestanden, die von Prinzen aus dem Hause der Bagratiden regiert wurden. Die Araber brachten ihre junge Kultur mit und erweckten in Georgien mehr Leben als ihm die herabgekommenen Griechen zu geben vermocht hatten. Tiflis wurde von ihnen fast völlig umgebaut und mit vielen Schulen bereichert, die für die einheimische Bevölkerung nur den einzigen Nachteil besassen, dass sie der Verbreitung der islamitischen Glaubenslehren Vorschub leisteten. Diese unter der Leitung der Araber sich steigernde Kulturbewegung drohte sogar den Georgiern mit grosser Gefahr, denn sie konnte leicht für immer ihr nationales Leben vernichten und das Christentum verdrängen. Deshalb wurden auch ohne Unterlass Mönche und junge Laien nach Griechenland geschickt, um sich dort auszubilden und dann in der Heimat nachhaltig dem Umsichgreifen des arabischen Einflusses entgegenzuwirken. In dieser Zeit wurden auch zahlreiche Übersetzungen älterer und zeitgenössischer griechischer Werke über Theologie und Philosophie ausgeführt und diese Erwerbungen trugen nicht wenig zur Befestigung des Christentums bei.

Es geschah dies hauptsächlich zur Regierungszeit des Königs Bagrat III., welcher im Jahre 1008 alle unter anderen Bagratiden oder abchasischen Fürsten stehenden Teile Georgiens unter seinem Szepter vereinigte. Mit seiner Regierung begann für Georgien die Zeit der Blüte, die Epoche seiner grössten politischen Macht, obgleich diese Glanzperiode für einige Jahre durch den Einfall der Seldschuken unterbrochen wurde. Bagrat III. brachte sein Land auf eine Höhe, auf der es früher noch nie gewesen war, denn indem er seine Grenzen erweiterte, erhöhte er auch seine politische Bedeutung. Zu seiner Zeit entstanden die zwei grossartigsten Kirchen Georgiens, die

Dome zu Kutais und Mzchet. Beide wurden von griechischen Baumeistern mit einem ungeheuren Aufwande von kostbarem Material und edlen Metallen aufgeführt und noch nach Jahrhunderten, als Georgien schon seine frühere Macht eingebüsst hatte, zeugten diese Gotteshäuser noch für den Unternehmungsgeist und den religiösen Sinn längst entschwundener Geschlechter.

Gegen Ende des elften Jahrhunderts fielen die Seldschuken in Georgien ein, aber trotz mehrmaliger Verheerungen, denen sie das Land überlieferten, war doch ihr Einfluss auf die Lage der Dinge nur ein geringer und schon dem Könige David, dem „Erneuerer", dem Urgrossvater der Königin Tamara gelang es, sie vollständig zu vertreiben. Unter seiner Regierung erhob sich die Macht Georgiens noch mehr, aber ihren Gipfel erstieg sie erst unter der Königin Tamara, deren Zeit für Georgien die Zeit des höchsten Glanzes und Ruhmes war. Ihr Hof war ein Abbild des Hofes der Kalifen in dessen glänzendsten Tagen, denn ausser tapferen und siegestrunkenen Rittern bevölkerten ihn auch Dichter, deren bedeutendster der unsterbliche Verfasser des schönen Epos, „Der Mann im Tigerfelle", Schota Rustaweli war.

Nach diesen Jahren des Glanzes lagerte bald trübe Nacht über Georgien, denn schon unter der Regierung der Tochter Tamarens, der lasterhaften Russudan, begann ein langes Drama, welches erst mit dem Untergange des Bagratidenreiches sein Ende erreichte. Was dieses Land in den folgenden Jahrhunderten gelitten, lässt sich schwerlich in kurzen Worten schildern, denn von nun an schwieg fast nie der Kriegslärm, selten erloschen die Feuersbrünste. Dieses Elend erlitt jedoch Georgien nicht nur von den beutegierigen Scharen der Perser, Türken und Tataren, sondern es erfuhr auch viel Unbill von seinen eigenen Söhnen, von eigenen Verrätern, eigenen Fürsten, deren mehrere die Saat früherer Helden vernichteten. Nach

Alexander I. dem Grossen, welcher in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts regierte, zerfiel Georgien in drei Königreiche und seit dieser Zeit hörten die Kämpfe zwischen diesen fast gar nicht mehr auf, so dass sich das Land in einem beklagenswerten Zustande befand, als für seine Selbständigkeit die letzte Stunde schlug.

Viele Städte lagen halb in Trümmern, die Dörfer waren verwüstet, das Volk war in einen halb verwilderten Zustand zurückgesunken und dachte nur an blutige Kämpfe oder an die Vorbereitungen zu solchen. Von Gewerbe war keine Rede, der Ackerbau war völlig vernachlässigt, die einst blühenden Schulen waren in Verfall geraten und das Schrifttum hatte man inmitten des fortwährenden Waffengeklirrs und der Kriegsnot fast ganz vergessen.

Die Georgier behaupten, dass es damals bei ihnen keineswegs an Reformbestrebungen fehlte und es vielen ihrer Väter darum zu thun war, mit Westeuropa regeren Verkehr anzuknüpfen und überhaupt die Kultur des Landes zu heben. Dass solche Bestrebungen wirklich bestanden haben, ist nicht zu bezweifeln, aber sie waren der Verwilderung der Massen und der allgemeinen Gesetzlosigkeit gegenüber machtlos.

In den Dörfern herrschten wie früher Fürsten und Adel von der schweren Arbeit der ihnen untergebenen Bauern lebend, denn mit voller Kraft blühte hier noch ein mittelalterlicher Feudalismus, welcher dem des Abendlandes ziemlich nahe verwandt war. Den ersten Stand bildeten die Mtabaren oder Tawaden (Fürsten), denen einst alle grösseren Feuda zugehört hatten. Ihnen folgte der Adel, gewissermassen das Lehngefolge der Fürsten. In den Städten wohnten die Mokalaken oder Bürger, aber ihre Zahl war damals sehr gering, denn die einst blühenden Städte waren grösstenteils entvölkert. Den vierten Stand bildeten die Glechen oder Bauern, welche den Fürsten und dem Adel untergeben waren. Alle vier Stände bestehen

heute noch, obgleich sich ihre Bedeutung und ihre gegenseitigen Beziehungen sehr verändert haben, denn der höhere wie der niedere Adel besitzt heute keine Vorrechte mehr und die Bauern sind nun nach ihrer im Jahre 1862 erfolgten Ablösung vom Frohndienste, freie Gutsbesitzer.

Als Georgien aufhörte ein selbständiger Staat zu sein, sah sich seine Gesellschaft plötzlich in ganz neue und ihr völlig fremde Verhältnisse versetzt. Der Adel hatte jetzt seinen eigentlichen Beruf verloren, denn seine Thätigkeit als Rittergenossenschaft war überflüssig geworden. Daher ergab er sich nun dem Müssiggange und wohnte grösstenteils auf seinen Landgütern, von einer zahlreichen Dienerschaft umringt und von den Arbeitsfrüchten seiner Sklaven lebend. Das Dasein der letzteren war oft bedauernswert, denn neben verschiedenen Lasten des Frohndienstes hatten sie noch viele Bedrückungen von Seiten ihrer Herren zu ertragen.

Ein grosser Teil des Adels kümmerte sich um nichts, was in der Welt vorging und hatte selbst die frühere Blütezeit der Heimat vergessen, denn wenn er auch der Vergangenheit oft erwähnte, so kannte er sie nur als eine Zeit des Krieges und ewigen Waffengeklirrs. Es war das also eine Gesellschaft ohne Strebsamkeit, eine Gesellschaft, die ein in jeder Hinsicht zielloses Leben führte, dessen Gang sich im alten, patriarchalischen Geleise hinschleppte und höchstens von geräuschvollem Gelage unterbrochen wurde. In Hinsicht des Vergnügens und der Unterhaltung war der damalige Georgier keineswegs wählerisch und seine Anforderungen waren in dieser Beziehung höchst bescheiden. Ein üppiges Mahl, benetzt mit Kachetinerwein, dann ein Mittagsschläfchen, Jagden und Besuche in der Nachbarschaft waren Alles für ihn; andere Vergnügen konnte er nicht haben und verlangte sie gewöhnlich auch nicht. Er kannte weder Theater, Konzerte oder Zeitungen noch sonst eine von höherer Kultur zeugende Unterhaltung.

Von Zeit zu Zeit las er den „Mann im Tigerfelle“ von Rustaweli oder ein anderes seine Phantasie aufregendes Buch, lauschte des Abends naiven Erzählungen von Helden und Gespenstern, zitterte dabei fortwährend vor Räubern und legte sich mit der Pistole in der Hand zu Bette. Sein Leben war also reizlos und fade, wenn nicht gar elend. Dabei fehlte es im Lande an Sicherheit und erträglichen Verkehrsstrassen und überhaupt an den Mitteln, die zu einem mässig bequemen Leben erforderlich sind. Der orientalische Luxus war nur in der Hauptstadt bekannt, die trotz des Stillstandes in Handel und Gewerbe noch einigen Verkehr mit der Aussenwelt unterhielt. Die Häuser der Landgutsbesitzer waren grösstenteils nicht nur bescheiden, sondern sogar ärmlich eingerichtet und von Luxus war hier nur selten die Rede, denn es herrschte in ihnen die dem Orient eigene Leere und Teppiche und Sophas waren oft die einzigen Möbel. War der Gutsbesitzer wohlhaband, so besass er zwar viele Silbergefässe, Kleinode, kostbare Waffen und Teppiche, aber ausserdem nichts, was seiner Wohnung ein elegantes Aussehen verliehen hätte. Sogar der reiche Georgier war trotz seiner Kostbarkeiten und umfangreichen Ländereien arm und im Genusse seiner Reichtümer sehr eingeschränkt. Neben diesen Entbehrungen lastete noch auf seinem Leben eine gesellschaftliche Gezwungenheit, denn manche aus der Zeit der Mahomedanerherrschaft in Georgien verbliebenen Gebräuche und Vorurteile hemmten in hohem Grade den häuslichen wie den geselligen Verkehr. Obgleich die Frauen in Geogien stets in hoher Achtung standen und sich nie in einer solchen Lage wie die Frauen mahomedanischer Länder befunden haben, waren sie doch in früheren Zeiten auf eine gewisse Absonderung angewiesen uud ihr Anteil am Gesellschaftsleben war ziemlich beschränkt. Viele Frauen mieden sorgfältig das Zusammensein mit Männern, die nicht dem Hause angehörten, und wenn sie sich öffentlich sehen

liessen, waren sie wie Mahomedanerinnen verschleiert, obgleich sie diese verachteten und stolz auf ihren christlichen Glauben waren. Übrigens unterschieden sich auch damals schon die georgischen Frauen von den Mahomedanerinnen durch ihre höhere Bildung und ihre Stellung in der Familie, denn stets waren sie die Herrinnen im Hause und die ersten Lehrerinnen ihrer Kinder. Auch waren sie durch ihre Tugenden bekannt, und wenn es in früheren Zeiten unter ihnen manche Kleopatra oder gar Messalina gegeben hat, so waren das jedenfalls nur Ausnahmen.

In den ersten Jahrzehnten nach der Besitzergreifung Georgiens durch Russland änderte sich die allgemeine Sachlage in diesem Lande nur wenig, denn das in einen patriarchalischen Stillstand versunkene Volk trat nur ungern aus seiner Verschlossenheit heraus und zog seine hergebrachten Zustände und Sitten allen Neuerungen vor.

Als endlich dann die höhere Gesellschaft aus dieser Zurückgezogenheit heraustrat, um doch von dem neu eingeführten, mit dem Zauberglanze der Zivilisation übertünchten Leben zu kosten, fand sich bald eine zahlreiche Menge ein, die an diesem Schmause Teil zu nehmen geneigt war und sie schmausten solange ihnen eben die Mittel zur Bezahlung der neuen Leckerbissen ausreichten. Georgien schien aus seinem Schlummer erwacht zu sein, denn in den Häusern und Palästen seiner Reichen regte es sich wirklich und in ihren alten Mauern ertönten Lieder, Musikklänge und Vivatrufe. Dieser Vergnügungsrausch währte ziemlich lange, denn er besass ja den Schein eines neu erwachten Lebens und die ihn begleitende Festtagsstimmung hielt mancher für Begeisterung, welche die zum modernen Leben bekehrten Ritter der europäischen Zivilisation entgegenbrachten. Sogar ernste und der Überlegung nicht abgeneigte Gemüter verblendete diese Bewegung, denn auch die längst verrosteten Saiten der georgischen Dichterlaute erklangen von neuem und ihre Töne

erhoben nur noch mehr den allgemeinen Festtagsrausch. Alexander Tschawtschawadse und Nikolaus Barata-schwili besangen die Reize bezaubernder Frauen, die Schönheit der georgischen Natur und das Abenteuerliche romantischer Liebesgeschichten. Der im Abendlande in jenen Jahren schon verabschiedete Child Harold irrte damals in Georgien umher und riss manches Gemüt zu jener abenteuerlichen Begeisterung hin, die in diesem romantischen Lande mehr als irgendwo begründet erscheinen mochte. Ja, der Byronismus drang auch nach Georgien und zwar wurde er hier durch Puschkins und Lermontows Muse eingeführt, deren Lieder doch in hohem Grade seinen Geist atmeten. In ihnen lag erstens der Reiz der Neuheit, dann eine grossartige Macht der Leidenschaft und schliesslich verherrlichten sie auch die Naturschönheiten Georgiens und des Kaukasus. Solchen Reizen vermochten die Herzen der Töchter und Söhne dieses Zauberlandes nicht zu widerstehen und gern liessen sie sich von dieser mit Byronismus angehauchten Poesie hinreissen.

So hatte also die geräuschvolle und flitterhafte Bewegung, welche sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Georgien offenbarte, auch ihre ästhetische Färbung und Kurzsichtige mochten glauben, dass dieses Land in Wirklichkeit seine moderne Auferstehung feiere. Dem war jedoch nicht so, denn hinter diesem bewegten Schlaraffenleben regte sich nichts und die Masse der Nation war noch in Unwissenheit und mittelalterlichen Stillstand versunken. Die wirkliche Wiedergeburt der Georgier nahm erst um die Mitte unseres Jahrhunderts ihren Anfang und seit dieser Zeit macht sie auch ungestörte Fortschritte.

Im sechsten Jahrzehnte entstanden die ersten Zeitungen und es war das eine Neuheit, die bei den einen Freude, bei den andern aber Erstaunen und Befremden hervorrief, denn was konnten den am Althergebrachten festhaltenden

Georgier die Angelegenheit der Aussenwelt beschäftigen! Er lebte abgesondert von aller Welt und verstand also nichts von Dingen, die der Gesamtheit am Herzen liegen. Daher hatten auch die ersten periodischen Blätter, welche stets Nachrichten aus Europa brachten und die Auseinandersetzung und Besprechung verschiedener, die georgische Gesellschaft näher angehenden Fragen betrieben, einen harten Stand und konnten nur Dank der Willenskraft und Opferwilligkeit ihrer Gründer den Kampf ums Dasein bestehen.

Mit der Zeit erlangte jedoch die neue Kulturbewegung einige Kraft und nachdem es ihr gelungen war, die ersten Schwierigkeiten zu überwinden, zog sie immer mehr Elemente an sich heran und fand allmälig nachhaltigere Unterstützung.

Mit dieser Wendung der Dinge hörte auch der frühere Vergnügungsrausch auf, man begann die importierte Zivilisation für etwas anderes als ein Spielzeug zu betrachten und immer schwächer wurde die Jagd nach ihren Oberflächlichkeiten, denn die Wirklichkeit zeigte auch schon ihre Schneide, indem die materielle Lage vieler vordem reicher Familien erschüttert war. Die Worte Brot und Arbeit waren nun nicht mehr leere Begriffe, sondern wurden die Losungsworte der Notwendigkeit.

So erwachte also dieses Rittervolk und als es sah, dass in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das Leben selbst in Georgien keine Tändelei mehr ist, machte es sich an die Arbeit. Viele vom höheren und niederen Adel gingen unter die Litteraten, Lehrer, Beamten oder wurden gar Handwerker und so entstand ein neues Leben, das mit den Anforderungen unserer Zeit im Einklange steht und dieses bisher so vergessene Land möglicherweise in der Zukunft der zivilisierten Welt näher bringen wird.

Heute befindet sich die georgische Nation in einer

Übergangsphase; zahlreiche seiner einst wohlhabenden Edelleute und Gutsbesitzer verlassen die Scholle und ziehen in die Städte, in welchen sich infolge dessen ein immer stärkerer Bürgerstand ausbildet. Dieser wird vielleicht einst die Seele des ganzen Volkes werden und die Führerschaft des nationalen Kulturlebens übernehmen, bis heute jedoch ist davon noch keine Rede. Die gebildetere georgische Gesellschaft besteht gegenwärtig noch überwiegend aus Leuten, die dem Adel angehören, während in ihr der Bürgerstand bei weitem die Minderheit bildet. Übrigens existiert hier weder im öffentlichen noch im gesellschaftlichen Leben jener Standesunterschied, der in Europa soviel Zerwürfnisse verursacht und im Allgemeinen lässt sich eine lobenswerte Gemeinschaftlichkeit beobachten. Bildung und Verdienst bedeuten in Georgien mehr als ein leerer Titel und wenn sich mitunter bei einzelnen Individuen wirklicher Adelsstolz zeigt, so wurde dieser wahrscheinlich im hoch zivilisierten Europa erworben.

Nur Dank dieser Eintracht konnte sich der Fortschritt entwickeln, dessen sich die Georgier bereits erfreuen, denn in einem kaum eine Million Köpfe zählenden Volke hat jeder Einzelne schon etwas zu bedeuten. Mit jeder öffentlichen Angelegenheit, sei sie intellektueller oder materieller Natur, beschäftigt sich gewöhnlich die gesamte Intelligenz gemeinschaftlich und persönliche Zwiste werden in solchen Fällen fast immer bei Seite geschoben. Auch giebt es bis heute unter den Georgiern keine eigentlichen Parteien und wenn auch zwischen den Anhängern des Fortschritts und denen des Althergebrachten eine gewisse Kluft besteht, so ist diese jedoch nicht so gross, dass sie im Falle der Notwendigkeit unübersteiglich wäre. Dem Vereine für Hebung der Volksaufklärung gehören Leute aus allen Schichten der Gesellschaft an und obgleich sie in ihren Überzeugungen mitunter sehr von einander abweichen, ist doch die Wirksamkeit dieses Vereins eine einmütige

und alle seine Mitglieder verfolgen denselben Endzweck, nämlich die Hebung der Volksbildung. Weniger Einigkeit scheint im Vereine für die Förderung der dramatischen Kunst zu herrschen, dessen Mitglieder grösstenteils der litterarischen Welt angehören und schon deshalb nicht alle ganz frei von Selbstüberschätzung sind.

Neben diesen zwei Vereinen bestehen noch andere mit verschiedenen Bestimmungen und ihre Wirksamkeit wird wohl mit der Zeit nicht erfolglos bleiben.

Es sind das lauter neu erworbene Faktoren, vermöge deren die Georgier ihr Kulturleben auf moderne Weise zu entwickeln bestrebt sind. Dass dieser Endzweck in der Folge erreicht wird, ist nicht zu bezweifeln, aber an dem heutigen Junggeorgiertum haftet noch sehr eine dilettantenhafte Anfängerei, während wiederum in vieler Hinsicht noch der Stillstandsgeist vorherrscht. In der weiten Provinz wohnen nämlich noch zahlreiche eifrige Konservatisten, die fest am Althergebrachten hängen und wenig oder gar keinen Anteil an der fortschrittlichen Bewegung nehmen. Dabei mangelt es auch dem Durchschnittsgeorgier an Ausdauer und dieser Umstand trägt wenig zur Förderung des Fortschrittes bei. Lebhafte Einbildungskraft und ein gewisses Misstrauen gegen die europäische Zivilisation scheinen wiederum die Masse des Volkes noch an dem Zauber der alten, heimischen Zustände zu fesseln und der ihrem Temperamente nicht in allem zusagenden modernen Kultur fern zu halten.

Trotz dieser moralischen Hindernisse macht die georgische Nation mit jedem Jahre immer grössere Fortschritte, mit jedem Jahre vergrössert sich die Phalanx seiner Pioniere und es ist zu hoffen, dass ihre Bestrebungen, mit der Zeit ein den Völkern Europas ebenbürtiges Kulturvolk zu werden, nicht erfolglos bleiben.



Auf dem Lande.

eberall, in jedem Lande, bewahrt des Dorf länger die örtlichen Eigenheiten und seine Bewohner halten länger an nationalen Sitten und Gebräuchen fest als die Bewohner grosser Städte, welche sich in regerem Verkehr mit der Aussenwelt befinden. Um daher Georgien kennen zu lernen, genügt nicht der Aufenthalt in Tiflis oder Kutais, vielmehr muss man das Land besuchen, dessen Leben von dem der beiden Hauptstädte ziemlich abweicht.

Als ich Tiflis verliess, war die Sommerhitze in dieser Stadt schon so lästig, dass der Aufenthalt im schattigen Grün der Berge eine doppelte Annehmlichkeit versprach. Schon in geringer Entfernung von Tiflis ändert sich die Landschaft bedeutend, denn man betritt eine waldige Gebirgsgegend, deren üppige Thäler mit Dörfern und Gärten übersät sind. Unser Weg führt vorerst zur Mündung der Aragwa in den Kur, zu der Stelle, deren Schönheit Lermontow in seinen „Mzyren“ besingt. Hier erheben sich zu beiden Seiten hohe Berge, die ziemlich steil sind und beide Flüsse in enge Thäler einschliessen, was einen höchst

romantischen Anblick gewährt. Unmittelbar an der Mündung der Aragwa in den Kur liegt das alte Mzchet, die ursprüngliche Hauptstadt Georgiens, ihm gegenüber aber, auf einem steilen Berge ein sehr altes Kloster, zu dessen grauem Gemäuer wir hinaufklimmen. Wie der grösste Teil der georgischen Klöster, stammt auch dieses aus einer entlegenen Epoche, obgleich es wenig wahrscheinlich ist, dass es im fünften Jahrhunderte gegründet wurde, wie eine über dem Portale eingemauerte Steintafel verkündet. Man muss wohl in dieser Hinsicht einigen Unfug getrieben haben und wahrscheinlich wurden beim Umbau die mit alten Inschriften versehenen Tafeln wieder in das neue Gemäuer eingefügt. Nur auf diese Weise lässt sich das angebliche Alter vieler georgischer Kirchen und Klöster erklären.

Wie dem auch sei, so hat jedenfalls dieses Kloster wie viele andere mehrere Jahrhunderte überdauert und war einst Zeuge eines anderen, bewegteren Lebens als das, welches heute in seiner nächsten Umgebung pulsiert.

Neben dem Kloster standen früher noch andere Gebäude, von denen jedoch nur Trümmer übrig geblieben sind. Die Architektur des noch erhaltenen Baues ist zwar nicht bemerkenswert, wohl aber ist es der Ort, denn auf diesem steilen und schwer zugänglichen Berge war es keine Kleinigkeit, so dicke und umfangreiche Mauern aufzuführen. In allen Gegenden Georgiens findet der Wanderer auf hohen Bergspitzen ähnliche Riesenbaue, die einen Beweis von dem religiösen Unternehmungsgeiste liefern, der die Georgier früherer Jahrhunderte beseelt haben muss. Jene Menschen wandten alle ihre Kraft dazu an, ihr Vaterland zu verteidigen und ihren Religionskultus zu verherrlichen; andere Bestrebungen waren ihnen fast fremd. Diese zwei Faktoren ihres geschichtlichen Daseins zeigen sich in jeder Episode der Vergangenheit Georgiens und jedenfalls waren sie zur Zeit seiner Grösse die Haupttriebfedern aller

bedeutenderen mit gemeinsamer Kraftanstrengung vollbrachten Thaten.

In ganz Westeuropa findet man zahlreiche, auf schwer zugänglichen Felsen und Bergen erbaute Ritterburgen, aber nirgends wird man einer solchen Anzahl auf ähnlichen Höhen aufgeführter Kirchen und Klöster begegnen wie in Georgien, denn nirgends, Ungarn vielleicht ausgenommen, war die christliche Religion Jahrhunderte lang so bedroht wie in diesem Lande. Die georgischen Ritter kämpften nicht nur für die Verteidigung ihrer Freiheit und ihres Eigentums, aber auch für ihren Glauben und da für diesen die Gefahr nie völlig schwand, baute man einen grossen Teil der Gotteshäuser auf schwer zugänglichen Höhen, um sie so vor der Zerstörung Seitens der mahomedanischen Eroberer zu sichern. Vor dem Feinde fliehend rückten die georgischen Mönche und Priester gewissermassen dem Himmel näher und in der That hat der Anblick dieser oft mit ihren Zinnen die Wolken berührenden Gotteshäuser etwas Grosses an sich.

Die ganze thatenreiche Vergangenheit Georgiens stand mir lebhaft vor Augen, als ich auf den Mauertrümmern des alten Klosters stehend in die weite, schöne Landschaft hinunterschaute. Mein Fuss stiess auf einen Totenschädel, der vielleicht schon Jahrhunderte hier in der Sonne bleichte und Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen trübten plötzlich meine heitere Stimmung. Hier angesichts der uralten Hauptstadt eines einst so mächtigen Reiches, das heute von der zivilisierten Welt fast vergessen ist, dessen Ruhmesglanz nun wie dieser Totenschädel in der Vergangenheit hinbleicht, kann es einem Jeden schwer werden, sich solcher Gedanken zu erwehren. Doch der Anblick der herrlichen Natur, die ringsumher im heitern Sonnenlichte prangte, verwehte bald wieder diesen Anflug von Trauer und heiteren Mutes setzten wir unsere Reise fort. Unser Weg führte jetzt am Ufer der Aragwa

hin, entfernte sich aber bald immer mehr von derselben und klimmte die Berge hinan. Hier beginnen die wahrhaft kaukasischen Landschaftsbilder, schön durch die Mannichfaltigkeit ihrer Dekoration und imposant durch die Wildnis der steilen Berge und Felsen. Abwechselnd fahren wir an schroffen Abgründen hin, in deren Tiefe Giessbäche über zerrissenes Gestein dahinraûschen, dann wieder an dicht mit Bäumen bewachsenen Schluchten oder ungeheuren Felswänden vorbei, deren Steinkolosse uns zu begraben drohen und durch ihren Sturz hier wohl für lange Jahre den Weg versperren würden. Auf der Strasse begegnen wir langen Zügen von schweren, zweirädrigen Karren, die von Büffeln gezogen werden und mit Holz, Kohlen oder Wolle beladen sind. Auf jedem Wagen sitzt ein georgischer Bauer, der neugierig seine dunklen Feueraugen auf uns richtet und mit der grössten Geduld die Sonnenhitze sowie die Langsamkeit seiner Reise erträgt. Gewöhnlich begleitet jede dieser Karawanen ein armenischer Kaufmann, der seinen Stand sofort durch seine bessere Kleidung verrät; er spielt hier überall die Rolle des Mäklers und man sieht es ihm auch an, dass die schwere Handarbeit nicht sein Werk ist. Weiter begegnen wir einigen sonnverbrannten Bauern, die gemütlich ihres Weges reiten, als ob sie einen Spazierritt machten. Ihr Gruss, mit welchem sie uns beehren, ist höflich, ihre Verbeugung graziös und nicht ohne einen Anflug von Ritterstolz. Um auszuruhen, halten wir bei einem Duchan, einem Dorfkruge, an und sofort erscheint der Wirt, welcher uns höflich einladet zu unserer Erquickung mit seinem Weine vorlieb zu nehmen. Er bringt uns daher eine Flasche Kachetiner und einen Blumenstrauss und nachdem wir uns erquickt, leert auch er ein Glas auf unser Wohl und wünscht uns eine glückliche Reise und schönes Wetter.

Schon sind wir ziemlich hoch in den Bergen und in der Ferne thut sich uns ein immer schöneres, umfang-

reiches Panorama auf, dessen grossartigen Hintergrund die hohe kaukasische Gebirgskette bildet. Zur Rechten haben wir schön bewaldete Berge, während sich zur Linken tief unten zwischen grünenden Fluren die silberne Aragwa hinschlängelt. Stellenweise verlieren wir alle Aussicht, denn von beiden Seiten umgiebt uns ein prächtiger dichter Eichenwald oder das undurchdringliche Dickicht anderer Bäume und Sträucher. Überall, wohin das Auge reicht, waltet ein mächtiges Grün, jeder Baumstamm, jeder Fels ist von seinen mit unverwüstlicher Lebenskraft emporschiessenden Ranken bedeckt. Endlich gelangen wir wieder zu einer Lichtung und hier erschliesst sich uns eins der herrlichsten Landschaftsbilder von ganz Georgien. Den im Sonnenglanze glitzernden Wasserpfad der Aragwa sehen wir auf mehrere Meilen weit und dort, wo ihr Silberstreifen schon verschwindet, bezeichnen tiefe Thäler noch weit in die Berge hinein ihren Lauf. Der Kasbek, dieser Riesengletscher, ist in dunkles Gewölk eingehüllt, aber östlich und westlich von ihm erheben sich andere, weniger hohe Schneegipfel, deren weisse Häupter heiter im hellen Sonnenglanze blinken. Unterhalb dieser Schneeregion treten andere Berge hervor, die alle mit dichten Wäldern bedeckt sind und zwischen denen sich unbeschreiblich schöne Thäler aufthuen. In ihren wonnigen Gründen wie an den Abhängen der sie einschliessenden Berge wuchert ein üppiges Grün, das in diesem prachtreichen Lichtspiele mannichfaltig schattiert ist. Wie im Goldglanze blinkt das Grün der der Sonne zugekehrten Wälder, während die tief in den Schatten versunkenen wie in einer Zauberdämmerung schimmern. Zwischen diesem paradiesischen Grün glänzen silberne Giessbäche, wo anders wieder hebt sich vom dunklen Grunde das Goldgelb reifender Getreidefelder ab und weiter unten ziehen sich üppige Gärten hin, dann liegen Dörfer, Kirchen und Landhäuser, die weithin sichtbar sind.

Auch erblicken wir schon das Haus unseres Freundes, welches mitten im Grün anmutiger Gärten auf einer Anhöhe steht.

Die Landhäuser in Georgien haben viel Ähnlichkeit mit den Häusern der Städte und sind wie diese stets mit Gallerieen umgeben, welche sich gewöhnlich um einige Fuss über den Erdboden erheben und deshalb von der Aussenseite mit Treppen versehen sind. Grösstenteils sind die Häuser der Landgutsbesitzer nicht sehr geräumig und ihre innere Einrichtung ist oft ziemlich bescheiden.

Wer einmal die gastliche Schwelle eines georgischen Hauses überschritten hat, wird es nur ungern verlassen, denn der Gast findet hier nicht nur freundliche Aufnahme, sondern es wird ihm auch von Seiten des Wirtes die grösste Sorgsamkeit und Pflege zu teil. Der Georgier richtet sich ganz und gar nach seinem Gaste, tritt ihm die bequemsten Räume seines Hauses ab und opfert ihm seine Zeit. Auch ist er in allem bemüht, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, obwohl das Landleben in Georgien noch weniger Zerstreuungen bietet als in Europa. Jagden, Spazierritte, Gastmähler und Besuche in der Nachbarschaft sind Alles, was man hier zu den Zerstreuungen rechnen kann. Wer jedoch ein Naturfreund ist, der findet hier tausend Annehmlichkeiten, die er Dank dem milden Klima fast das ganze Jahr hindurch geniessen kann. Von jedem Berge und Felsen eröffnet sich hier eine malerische Aussicht, jeder Wald und Hain besitzt eine endlose Mannichfaltigkeit, jeder Bach, jede Quelle hat der Reize zur Genüge. Ganze Tage lang kann man in diesen Thälern herumschlendern, von Berg zu Berg, von Fels zu Fels klettern, ohne Langeweile zu empfinden, denn die reiche georgische Natur giebt immerfort neue Schauspiele, ohne Unterlass enthüllt sie neue Bilder und ein neues Farbenspiel. Im Frühlinge, wenn die Wälder und Fluren mit dichten Blütenteppichen bedeckt sind, wenn grosse Ge-

sträucher wie ein einziger Blütenstrauss erscheinen, erschallen in diesen duftigen Dickichten die Lieder von tausend Nachtigallen, Drosseln und anderen befiederten Sängern und das Leben der jungen Natur bereitet da eine unvergleichliche Wonne.

Der Sommer hat zwar seine Beschwerden, denn da ist die Tageshitze oft unerträglich, aber die zauberreichen Abende und Nächte bieten Ersatz für die Unannehmlichkeit des Tages.

Die schönste Jahreszeit in Georgien ist der Herbst, in welchem sich oft Monate lang kein Wölkchen am Himmel zeigt und heiter und warm sind seine Tage. In diese Zeit fällt die Weinlese und die Ernte anderer Früchte, an denen Georgien so reich ist, dass es damit noch zwei oder drei andere Länder seiner Grösse versorgen könnte. Während dieser frohen Tage beleben sich alle Landhäuser und Lieder erschallen in seinen Gärten, in denen die herrlichen Gaben der Natur in allen Farben schimmern und einen Wohlgeruch verbreiten, als hätten würzige Frühlingsblumen ihre Kelche geöffnet. Der Himmel ist immer hell und die Sonne geht heiter auf und unter. Der September und Oktober vergehen und in nichts ändert sich das schöne Wetter, weder der Himmel, noch die Sonne verliert ihren Glanz, denn der Winter ist noch weit von Georgien. Nach langen Wochen dieser Zauberzeit welken erst die Blätter, die Wälder legen golden rosige Gewänder an und die Blumen senken ihre Häupter, denn in der Nacht ist ein eisiger Wind von den Bergen hereingebrochen, wo schon der Winter haust. Nach solchen Frostschauern treten aber wieder schöne, warme Tage ein, wieder erwacht die Natur, die Rosen blühen auf und das ewige Grün der Lorbeerbäume, Myrten und Cypressen verscheucht die Wintertrauer. In solchen Abwechslungen vergeht der georgische Winter und nur in manchen höher gelegenen Gegenden ist er etwas rauher.

Während der schönen Jahreszeit hält man sich in Georgien nach orientalischer Sitte meist im Freien auf, und die Galerie oder der Balkon dient da den ganzen Tag über anstatt der Zimmer zum Aufenthaltsorte. Jede Beschäftigung, die man draussen verrichtet, hat natürlich einen gewissen Reiz, besonders, wenn das Haus auf einer Anhöhe steht, von der man eine angenehme Aussicht geniesst. Die verschiedenen Mahlzeiten werden gleichfalls auf der Galerie eingenommen, was natürlich die Annehmlichkeit des Speisens bedeutend erhöht. Übrigens ist auch die georgische Küche ausgezeichnet und nie fehlt der feurige Kachetinerwein auf dem Tische. Bei einem solchen Reichtume an Wildpret, Geflügel, Fischen, Gemüsen und Obst, wie ihn Georgien besitzt, ist seine Küche sehr mannigfaltig und die Zubereitungsart der Speisen ist zudem noch eine vortreffliche.

Die am meisten materielle Seite des Lebens entbehrt also hier nicht ganz der Poesie und in anderer Hinsicht zeigt sie sich noch mehr, denn die Georgier sind höflich, zum Scherzen aufgelegt und allen Eindrücken des Schönen leicht zugänglich. Im gesellschaftlichen Verkehre zeigt sich nicht nur ihr ritterlicher Geist, aber auch andere schöne Züge ihres Familienlebens, welches bis heute noch viele ächt patriarchalische Eigenschaften bewahrt hat. Angenehm berühren auch den Ausländer das Zartgefühl und die Achtung, welche die Männer den Frauen erzeigen und dies betrifft nicht nur die gebildeteren Stände, denn selbst die georgische Bäuerin wird von Männern ihres Gleichen besser behandelt als viele ihrer Standesgenossinnen im manchem hochzivilisierten Lande Europas. Ihrerseits legt auch die Georgierin im Verkehr mit Männern viel Takt und Würde an den Tag und versteht es zugleich bescheiden und doch ungezwungen zu sein. Ein solches Benehmen findet man nicht nur bei Frauen, die eine bessere Erziehung genossen haben, sondern auch bei solchen, die

den niederen Volksklassen angehören, so dass man oft über ihr würdevolles Betragen erstaunen muss. Der Hauptgrund dieser Erscheinung scheint in ihrem sanften Charakter zu liegen, obwohl wahrscheinlich auch die Erinnerung an die Absonderung, in welcher früher die Georgierinnen lebten, ihren Einfluss noch ausüben mag. Zwar existierten niemals Hareme in Georgien, aber trotzdem lebten hier früher die Frauen in einer gewissen Getrenntheit von den Männern und bewohnten einen besonderen Teil des Hauses, den zu betreten den Männern nicht gestattet war. Beim Ausgehen trugen sie gewöhnlich lange Schleier, die Gesicht und Busen verhüllten. Heute bestehen diese Gebräuche nicht mehr, aber wohl kann man noch zahlreiche ältere Georgierinnen finden, die mit Ärger von der Freiheit und Zwangslosigkeit ihrer Töchter und Enkelinnen sprechen, welche anstatt der alten Pantoffeln Stiefelchen mit hohen Absätzen tragen und unverschleiert Gesicht und Taille den Blicken der Männer aussetzen. Der Einfluss dieser Grossmütter und bejahrten Tanten ist natürlich noch nicht ganz erloschen und trägt nicht wenig zu der Reserve bei, die gegenwärtig noch viele Georgierinnen im gesellschaftlichen Verkehr beobachten. Es betrifft dies hauptsächlich Frauen, die ihre Erziehung im Elternhause genossen haben, während andere, welche in öffentlichen Anstalten oder unter der Leitung ausländischer Lehrerinnen erzogen wurden, sich weit freier bewegen. Die Frauenerziehung war auch früher in Georgien, obgleich es damals hier noch keine höheren Töchterschulen gab, ziemlich sorgfältig und beruhte ausser den Elementarwissenschaften hauptsächlich auf der Kenntnis der vaterländischen Geschichte und Litteratur, wobei auf die Einflössung religiöser und moralischer Grundsätze besonderes Gewicht gelegt wurde. In neuerer Zeit hat sich natürlich die Zahl der Unterrichtsgegenstände sehr vermehrt.

Was die Sittlichkeit der Georgierinnen anbetrifft, so

stehen sie weit höher als andere Frauen des Orientes und werden als treue Gattinnen und gute Mütter gepriesen. Wenn es dabei unter ihnen Frauen giebt, in denen der Hang zu sinnlichen Genüssen ziemlich stark ist, so ist das eben eine Erscheinung, die sich bei allen Völkern antreffen lässt. Auch mag für die Georgierinnen der Pfad des Lebens schlüpfriger sein als für die Frauen anderer Nationen, denn die Natur hat sie mit seltenen Körperreizen begabt, ihnen aber ein sanftes Temperament verliehen, das sie nicht gerade immer zu anhaltendem Kampfe gegen die Verführung befähigen mag. Daher giebt es auch unter ihnen keine Salonlöwinnen in unserem Sinne und herausfordernde Koketterie scheint ihnen ganz fremd zu sein. Meistens giebt die Georgierin ihrem Herzensdrange nach, liebt leidenschaftlich und mit Aufopferung. Das können viele Europäer der verschiedensten Nationalitäten bezeugen, die sich mit Georgierinnen verheiratet und in solcher Ehe ihr Glück gefunden haben.

Da ich hier von den Tugenden und Makeln der Georgierinnen spreche, so wäre es vielleicht am Orte, auch Einiges über ihre Wirtschaftlichkeit zu sagen. Nun, mir scheint es, dass diese reizvollen Wesen hinter dem Ideale der deutschen Hausfrau bedeutend zurückstehen, denn auch die Landessitte erlässt ihnen jede schwerere Arbeit, so dass sie in dieser Hinsicht oft ganz unthätig sind. Bei solchen Umständen ruht mitunter die ganze Hauswirtschaft in den Händen der Männer und anders ist es nur in Häusern, in denen das Leben schon nach abenländischem Stile eingerichtet ist. Übrigens zweifle ich, ob die Männer allzu sehr jene ideale Wirtschaftlichkeit für ihre Frauen herbeiwünschen, ohne die wir Deutsche uns kein weibliches Geschöpf denken können, denn jedenfalls würden sie dann manchen Reiz verlieren, der ihnen heute eigen ist. Energische Küchendragoner sind doch höchst prosaische Wesen!

Eher scheint es, dass die georgischen Frauen für ihre Männer eine Wendung zum Besseren sehnlichst wünschen, denn die Landwirtschaft steht in Georgien noch sehr niedrig und ist stellenweise ganz und gar primitiv. Die Wirtschaften der Bauern stehen natürlich noch niedriger als die der grösseren Gutsbesitzer und es genügt des georgischen Pfluges zu erwähnen um ihren Urzustand zu charakterisieren. Dieses Ungeheuer wird vermöge der Ziehkraft von acht Paar Büffeln in Bewegung gesetzt, während zu seiner Bedienung sechs Arbeiter nötig sind. Gewöhnlich besitzt eine ganze Dorfgemeinde nur einen einzigen solchen Pflug, was natürlich für die einzelnen Wirte nicht gerade vorteilhaft sein mag.

Die Wirtschaftsgebäude sind in Georgien höchst elend und bestehen gewöhnlich nur aus geflochtenem Reisig; Wirtschaftshöfe in unserem Sinne giebt es fast gar nicht, da man Getreide und Heu meist in Schobern aufbewahrt, so dass Scheuern fast überflüssig sind und da auch das Vieh fast das ganze Jahr über im Freien gehalten wird, so wird auch auf Ställe nicht viel Gewicht gelegt und diese befinden sich daher in einem höchst primitiven Zustande.

In letzterer Zeit hat sich manches, was die Landwirtschaft in Georgien anbetrifft geändert und viele Gutsbesitzer sind bestrebt, auf ihren Gütern Verbesserungen einzuführen. Auch besteht seit ein paar Jahren nicht weit von Tiflis eine Ackerbauschule, deren Gründer und Erhalter, Namens Zynamsgwarischwili, kein Mittel scheut, um sie auf die Höhe ihrer Bestimmung zu bringen. Ohne Unterstützung von Seiten der Regierung hat dieser ächte Patriot eine Musterschule geschaffen, die in jeder Hinsicht lobenswert ist und eine wahre Kulturstätte für die Landbevölkerung der Umgegend zu werden verspricht.

Weit höher als die eigentliche Landwirtschaft steht in Georgien der Gartenbau und die Obstgärten sind auch der Hauptreichtum seiner Bewohner. Sehr oft haben sie

einen Umfang von mehreren hundert Morgen, befinden sich aber trotzdem nur selten in vernachlässigtem Zustande. Ausser unseren Obstbäumen werden in ihnen auch Mandel-, Maulbeer- und Ölbäume gezogen. Nicht minder sorgfältig pflegt der Georgier seine Weingärten, wogegen jedoch die Zubereitung des Weines nach dem Urteile von Fachleuten noch keine vorzügliche ist. Jeder Gutsbesitzer besitzt ein eigenes Kelterhaus, in welchem sich auch sein „Weinkeller“ befindet, nämlich ungeheure bis fünf tausend Flaschen fassende Tonkrüge die nach der Füllung mit Erde überschüttet werden, um so gegen Diebe gesichert zu sein.

Obst- und Weingärten sind grösstenteils Eigentum der Gutsbesitzer, während sich die Bauern fast nur mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Die materielle Lage der letzteren ist heute in vielen Fällen eine ziemlich sorgenfreie, denn viele von ihnen erfreuen sich gegenwärtig eines nicht geringen Wohlstandes, der jedoch nur wenig Einfluss auf die Änderung ihrer bisherigen Lebensweise ausübt. Schon das äusserliche Aussehen eines georgischen Dorfes zeigt, wie hartnäckig seine Bewohner noch an der althergebrachten Lebensweise festhalten. Strassen giebt es im georgischen Dorfe fast gar nicht und die Hütten oder Wirtschaftsgebäude, wenn man die elenden Schuppen so nennen darf, liegen im ganzen Dorfe zerstreut, so dass man nirgends ein Gehöft oder einen Garten wahrnimmt. Scheuern und Ställe bestehen aus geflochtenem Reisig, während die Hütten oder Saklen Kellern ähnlich sind, denn fast bis zur Hälfte stehen sie in der Erde. Trotz dieses elenden äusseren Aussehens, ist ihre innere Einrichtung mitunter ganz erträglich. Die Hütte eines wohlhabenden georgischen Bauern umfasst gewöhnlich drei Räume, nämlich eine Wohnstube, die auch Küche und Speisestube zugleich ist und ausser einem oder zwei niedrigen Sophas und Wandfächern für das Küchengeschirr nichts weiter enthält, dann die Gaststube, deren Ein-

richtung mitunter sogar einen Anflug von Luxus zeigt und schliesslich den Schlafraum, in welchem sich lange, mit Kissen und Decken versehene Sophas und Truhen zur Aufbewahrung der Wäsche und Kleider befinden. Die Sophas der Gaststube sind meist mit besserem Stoffe überzogen als die übrigen, auch findet man hier Teppiche und Kissen, dann Krüge und Becher zur Bewirtung der Gäste



Gepäckträger.

sowie verschiedene Waffen, die gewöhnlich die Wände zieren. Nach der inneren Einrichtung seiner Wohnung zu urteilen, ist der georgische Bauer keineswegs so wenig zivilisiert als man nach dem elenden Äusseren seiner Hütte vorauszusetzen geneigt ist. Er steht auch in Wirklichkeit höher als der Bauer mancher Länder Osteuropas und zwar vor allem durch das höhere Bewusstsein seiner Menschenwürde, durch persönlichen Mut und ein gewisses Anstandsgefühl im Umgange. Nie verneigt er sich vor seinem Gutsherrn bis zur Erde wie dies der slavische Bauer thut,

sondern sein Gruss ist würdevoll und nicht ohne einen Anflug von ritterlicher Höflichkeit. Auch weiss er in Worten seiner Höflichkeit Ausdruck zu geben und nicht selten ist seine von Artigkeiten strotzende Rede eines zivilisierten Salonmenschen würdig. Dabei besitzt er viel Empfänglichkeit für die Poesie, bedient sich stets einer blumenreichen, etwas überschwänglichen Sprache und ist ein Freund lyrischer und epischer Dichtung. Daher ist auch die georgische Poesie ein Gemeingut für Alle, denn Gedichte, die heute zum erstenmale in den Salons deklamirt werden, klingen in wenigen Tagen schon im Munde des Volkes.

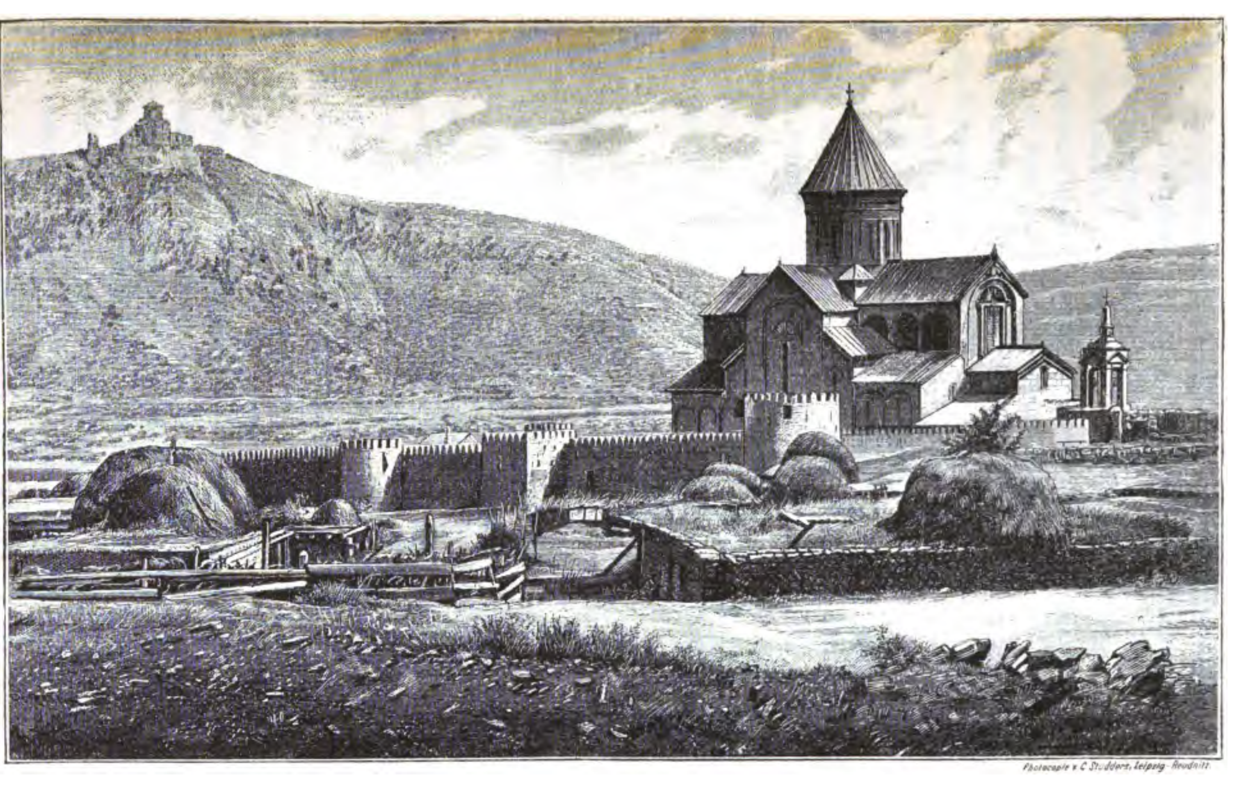
Was die gegenseitigen Verhältnisse zwischen Gutsbesitzern und Bauern anbetrifft, so sind diese in Georgien ziemlich freundschaftlich und oft bezeigen die Dienstboten grosse Anhänglichkeit an ihre Arbeitsgeber, denen sie nicht selten mit aufrichtiger Aufopferung in Gefahren beistehen. Trotz dieser Treue, die der georgische Bauer im Dienste an den Tag legt, dient er doch nur, wenn es die Notwendigkeit erheischt und liebt über Alles seine Unabhängigkeit. Noch weniger Neigung zum Dienen besitzt die georgische Bäuerin, die sich überhaupt sehr wenig mit schwerer Arbeit befasst und nie sah ich eine Georgierin im Felde arbeiten. Im Hause verrichtet sie gleichfalls nur leichtere Handarbeiten, beschäftigt sich aber fast ausschliesslich mit der Erziehung der Kinder. Bei solchen Umständen ist natürlich auch die Stellung der georgischen Bäuerin von der ihrer Standesgenossinnen in Osteuropa sehr verschieden, denn seitens der Männer geniesst sie eine achtungsvolle Behandlung und versteht es auch sich dieser würdig zu zeigen; grösstenteils ist sie ernsthaft, was mit ihrer Schwerfälligkeit vortrefflich harmonisiert.

Die Trägheit hat im Oriente immer einen Anflug von Ernst, während jede Thätigkeit eine nervöse Hast kennzeichnet.



Mzchet.

In ganz Georgien giebt es keinen zweiten Ort, der so reich an historischen Erinnerungen wäre wie Mzchet, welches schon in der heidnischen Zeit, also vor fast zwei Tausend Jahren die Hauptstadt des Landes war. Hier residierten die ersten georgischen Könige, hier liegen auch die letzten begraben; gleichfalls wohnten hier im Laufe mehrerer Jahrhunderte Katolikosse oder Patriarchen der georgischen Kirche, denn Mzchet war die Wiege derselben. Hier nahm nämlich König Miriam den christlichen Glauben an und gründete das erste Gotteshaus. Tausend Mal wiederholt sich in der Geschichte Georgiens der Name dieser Stadt, deren Schutzmauern gewissermassen der Obelisk sind, an dessen Wänden die Zeit alle wichtigeren Ereignisse der Geschichte Georgiens eingegraben hat. Ein solcher Ort besitzt einen hohen Reiz, besonders für den Fremden, welcher hier viele Denkmäler der Vorzeit zu finden glaubt. Dergleichen Erwartungen sind jedoch teilweise eitel, und schon bei dem ersten Anblicke der Stadt wird man sich seiner Täuschung bewusst. Anstatt einer grossartigen Königsburg und anderer umfangreicher Gebäude, findet hier der



Kathedrale in Mzchet.

Wanderer nur einen elenden Flecken, dessen einzige Zierde die wirklich prächtige Domkirche ist, während die zwei anderen Kirchen, welche sich gleichfalls durch ihr Alter auszeichnen, nichts Grossartiges besitzen. Ausser diesen drei Gotteshäusern besteht im heutigen Mzchet kein anderes aus der Vorzeit erhaltenes Gebäude mehr und nur zerstreute Mauerreste deuten noch die Stellen an, wo einst die Schlösser der georgischen Grossen gestanden haben. Das bescheidene und fast elende Aussehen dieser Stadt entspricht in keiner Weise der Rolle, welche sie in der Vergangenheit spielte und noch unangenehmer berührt den Wanderer ihr gegenwärtiger Zustand, wenn er die Naturschönheiten ihrer nächsten Umgebung betrachtet. Diese ist höchst malerisch, denn hier mündet in einem engen von hohen Felsen eingeschlossenen Tale die reissende Aragwa in den Kur, der gleichfalls in einem tiefen Felsenthale dahinrauscht.

In dieser romantischen Gegend lebte und wirkte die heilige Nina, deren erstes Glaubenswerk die Bekehrung des Königs Miriam war. Von hier aus verbreitete sich dann die christliche Lehre über ganz Georgien und zahlreiche Legenden, die noch heute im Munde des Volkes leben, haben diese Bekehrungsgeschichte in höchst poetische Farben gekleidet. Es ist allerdings schwer zu bestimmen, wieviel Wahrheit an diesen Überlieferungen haftet, aber da alle des Namens der heiligen Nina erwähnen, so scheint es eine Thatsache zu sein, dass sie die erste Bekehrerin der Georgier war. Vom fernen Georgien soll sie schon in Jerusalem vernommen haben und zwar von Juden, deren Verwandte in Mzchet wohnten. Von Jerusalem nach Rom gewandert, musste sie bald von hier entfliehen, um den Verfolgungen des Kaisers Diokletian zu entgehen. Sie kam nun nach Armenien, wo ihr gleichfalls von dem noch heidnischen Könige Trdat Gefahr drohte. Sie verliess also Armenien und begab sich nach Georgien, um

in Mzchet Zuflucht zu suchen. Als sie hier ankam, wurde gerade zu Ehren des Gottes Armas ein Opferfest begangen und auf der römischen, noch von Pompejus erbauten Kurbrücke, begegnete sie dem Könige Miriam, welcher sich mit seinem Gefolge zur Opferfeier begab. Während diese vollzogen wurde, betete Nina zum Christengotte und bat ihn um Beistand zu ihrem Unternehmen. Ihr Gebet ward erhört, denn während die heidnischen Priester das Opfer darbrachten, entstand ein Sturm, welcher das Götzenbild umstürzte, das bis jetzt für die Georgier der Gegenstand der höchsten Verehrung gewesen war. Von diesem Augenblicke an begann Nina ihr Bekehrungswerk, aber lange waren ihre Bemühungen erfolglos. Wie vielen anderen Verbreitern der christlichen Lehre werden auch ihr manche Wunder zugeschrieben, in Folge deren erst die Georgier dem Heidentume entsagt und den neuen Glauben angenommen haben sollen. Auch vom Könige Miriam wird erzählt, dass er sich erst durch ein Wunder bewegen liess, Christ zu werden. Als er sich nämlich einmal auf der Jagd des dichten Nebels wegen verirrte, gelobte er dem Heilande, wenn er ihm beistände, mit seinem ganzen Volke seine Lehre anzunehmen. Sogleich erhob sich der Nebel und Miriam vermochte in die Stadt zurückzukehren, wo schon ein zahlreicher Volkshaufe, unter welchem sich auch Nina befand, seiner wartete. Hier wiederholte Miriam sein Gelübde und von nun an ging die Bekehrung Georgiens ohne Hindernisse von statten. An Stelle der umgestürzten Götzenbilder errichtete Nina ein Kreuz aus Weinreben, welches ihr die heilige Jungfrau im Traume überreicht haben soll.

Dies ist die Legende von der Entstehung des Christentums in Georgien und jedenfalls ist sie nicht ganz erfunden, denn höchst wahrscheinlich ist Nina keine erdachte Persönlichkeit, zumal ihre Wirksamkeit nur einige Jahrzehnte vor der Kirchenversammlung zu Nicäa statt fand, also in

einer Zeit, von welcher sich ziemlich sichere Nachrichten erhalten haben.

Das Grab dieser begeisterten Jungfrau befindet sich in Signach, einem Städtchen der Provinz Kachetien, in einer der ältesten Kirchen von ganz Georgien. Hier ruht sie im Schatten schöner Pappeln, an einem Orte, von wo sich eine herrliche Aussicht auf das Alasansche Thal und die Schneegipfel des Kaukasus aufthut. Auf einer Strecke von mehr als zehn Meilen zieht sich hier ein ununterbrochener grüner Garten hin, in dessen Mitte die Silberwellen des Flusses Alasan glitzern. Dieses Thal ist wohl das schönste in ganz Kachetien, was eben viel sagen will, da ganz Kachetien reich an entzückenden Landschaftsbildern ist. In einer wahrhaft paradiesischen Gegend hat sich also die Bekehrerin Georgiens ihre Grabstätte gewählt, denn auch jenseits des grünen Thales entzücken tausend Gegenstände das Auge. In nicht weiter Ferne erheben sich die Schneegipfel des Kaukasus, die teils in Wolken gehüllt sind, teils im herrlichen Sonnenscheine glänzen. Alles atmet hier Poesie und eine biblische Feierlichkeit, von der auch die gesamte mittelalterliche Geschichte Georgiens durchdrungen ist. In diesem Lande verfolgte die Kirche wirklich einen erhabenen Endzweck und die Geistlichkeit stand oft mit Opferwilligkeit für die Verteidigung des Glaubens ein, anstatt wie anderswo nach weltlicher Macht zu streben. Zwischen Kirche und Volk gab es hier keine Kluft, sondern es herrschte im Gegenteil eine fast beispiellose Eintracht, die häufige Male das von den Mahomedanern bedrohte Christentum rettete.

Allerdings war die georgische Kirche nicht immer frei von religiösem Fanatismus, aber dieser musste sich natürlicherweise aus den Umständen, die ihre Existenz so oft erschütterten, entwickeln. Am meisten bedroht war sie zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, als Schach Abbas von Persien ganz Georgien mit Feuer und Schwert

verwüstete und seine Bewohner durch Anwendung der grausamsten Gewaltmittel zur Annahme des Islams zwingen wollte. Wie grauenhaft seine Gewaltthaten waren, zeigte die Niedermetzlung der Mönche im Kloster zu Garedscha. Nach uralter Sitte versammelten sich hier jedes Jahr die Mönche aller Nachbarklöster zur gemeinschaftlichen Feier des Auferstehungsfestes. Auch an jenem Tage, da diese Gräuelthat vollbracht wurde, waren hier an sechstausend Klosterbrüder erschienen. Schach Abbas wusste gar nichts von der Existenz des Klosters von Garedscha, welches einige Meilen von Tiflis auf einem Berge in der Karaischen Steppe stand, allein gegen Morgen bemerkte er in der Ferne einen ungewöhnlichen Lichterglanz, denn eben verliessen die Mönche in Prozession die Kirche und das Gefunkel von sechstausend Kerzen strahlte weit in die Nacht hinaus. Sofort befahl Abbas seinen Reitern aufzusitzen und zum Kloster hinzusprengen, wo sie unter den wehrlosen Brüdern ein grauenvolles Blutbad anrichteten, denn fast keiner derselben wurde im Gemetzel verschont. Derselbe Usurpator verwüstete noch viele andere Klöster und Kirchen und Tausende von Männern und Frauen liess er in die Gefangenschaft nach Persien abführen, wo sie den Islam annehmen mussten. Noch heute bestehen in der Umgegend von Isfahan georgische Niederlassungen, die zur Zeit des Schach Abbas entstanden sind.

Alle Niederlagen, welche den Georgiern im Laufe der Jahrhunderte von ihren mahomedanischen Gegnern beigebracht wurden, liessen Spuren an ihren Kirchen zurück und an dem Schicksale des Domes zu Mzchet kann man gewissermassen die Geschichte anderer georgischer Gotteshäuser ermessen.

Die ursprüngliche Kirche entstand gegen Ende des fünften Jahrhunderts zur Regierungszeit des Königs Wachtang, welcher hier auch gleichzeitig die Residenz der georgischen Patriarchen errichtete. Im Jahre 1318 wurde sie

durch ein Erdbeben zerstört, aber König Georg VI. baute sie von neuem auf. Bald darauf fiel sie der Wut der Mongolen zum Opfer, erstand jedoch wiederum aus ihren Trümmern durch die Fürsorge des Königs Alexander. Schach Abbas, dessen Horden wie die Vandalen in Georgien wirtschafteten, verschonten die Mzcheter Domkirche aus besonderen Rücksichten, wogegen sie in späteren Zeiten die Lesgier bei ihren häufigen Einfällen in Georgien mehrere Male zerstörten, so dass sie noch zwei mal restauriert werden musste.

Ihr kolossaler Bau hat wirklich etwas Imposantes an sich und auch ihre Architektur ist nicht minder grossartig, obwohl die strenge Einfachheit des georgischen Stils im Allgemeinen wenig packend ist. Der Gesamtbau dieser Kirche ist mehr als dreissig Klaftern lang und in drei Schiffe geteilt, deren Gewölbe auf mächtigen Pfeilern ruhen. Die an den Wänden noch erhaltenen Fresken sind teils sehr alt, teils stammen sie aus neueren Zeiten und stellen ausser biblischen Szenen auch Episoden aus der Urgeschichte des Christentums in Georgien dar. Verschiedenen Epochen gehören auch die die Wände und Pfeiler zierenden Gemälde an, denn manche von ihnen sind das Werk griechischer Maler, andere wurden von den Genuesen ausgeführt, mit denen die Georgier einen ziemlich lebhaften Handelsverkehr unterhielten. Früher befanden sich noch an den Wänden die Freskobilder mehrerer georgischer Könige, doch da die Farben schon ziemlich gewichen waren, wurden sie vor einigen Jahrzehnten übertüncht. Nicht minder vom Zahne der Zeit verwischt sind die Grabinschriften. Die Mzcheter Domkirche war nämlich in früheren Zeiten die Begräbnisstätte der georgischen Könige und Patriarchen, doch während der häufigen Verwüstungen wurden auch die Grüfte zerstört und heute ist ausser mehreren halb verwischten Steinplatten nichts mehr von ihnen übrig. Der vorletzte König Georgiens Heraklius II., wel-

cher im Jahre 1798 starb, ruht gleichfalls in der Mzcheter Domkirche und zwar neben seiner Tochter Thekla, welche erst in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts das Zeitige segnete. Seitdem sind auch andere Sprossen dieser alten Dynastie entschlafen und das einst mächtige Haus der Bagratiden, welches viele Jahrhunderte über Georgien herrschte, ist von der Erde verschwunden.

Still und öde ist es heute in den Strassen des alten Mzchet, wo einst Tausende von Rittern ein lustiges Leben führten.

Alles ist hin, aber die grossartige Domkirche wird noch lange als Denkmal jener Zeit bestehen, denn ihre Riesenmauern können noch Jahrhunderte überdauern.



Kutais.

In einer herrlich grünen Gegend, auf beiden Ufern des Rionflusses liegt die Hauptstadt der georgischen Provinz Imeretien, Kutais. Ringsumher erstreckt sich mehrere Meilen weit eine gesegnete, mit üppigen Wiesen und Gärten bedeckte Ebene, aus deren Grün zahlreiche Landhäuser und Dörfer hervorblicken. Auf zwei Seiten dieser Ebene, im Norden und im Süden, erheben sich lange Gebirgszüge, nämlich der grosse und der kleine Kaukasus. Beide Bergrücken sind nicht besonders entfernt, so dass man mit blossem Auge deutlich die schönen Wälder ihrer ersten Vorsprünge erkennen kann. Bei hellem Wetter ist die Aussicht auf den grossen Kaukasus sehr umfangreich, denn da treten auch seine höchsten Schneegipfel hervor und mit Pracht hebt sich ihr Glanz vom Azurblau des Himmels ab. Es sind das schon andere Gipfel als die, welche das Auge aus den Thälern Kachetiens oder Kartaliniens erreicht; dort ragen der Kasbek und der Beschtau über die Wolken empor, hier aber ist es vor allen der mächtige Elborus, dessen Schneehaupt im hellen Äther glänzt. Die Berge, welche Imeretien von Norden be-

grenzen, sind auch viel höher und schwerer zugänglich als die der beiden östlichen Provinzen und ihre Landschaftsbilder sind imposanter und grossartiger.

In ihrem Bereiche erhebt sich der Chomli, auf welchem der Sage nach Prometheus an einen Felsen angeschmiedet war. Doppelt empfindet man hier den Sinn dieser herrlichen Göttersage, denn ein wahrhaftiges Paradies prangt rings umher, dessen Anblick dem Märtyrerhelden die Qualen der Gefangenschaft unsäglich erhöhen musste. Die Schönheit der sich in der Ebene ausbreitenden Landschaft spottet jeglicher Beschreibung und die farbenreichste Schilderung würde nur ein schwaches Bild derselben liefern. Vor Allem ist es der üppige Pflanzenwuchs, welcher der Gegend einen so hohen Reiz verleiht, denn in den verschiedensten Schattieruugen prangt hier das Grün einer mächtigen, südlichen Vegetation, die fast keinen Winter kennt. Neben herrlichen Buchen und Eichen wiegt sich die schlanke Cypresse und immergrüne Myrten- und Lorbeerhecken bekränzen die zwischen Gärten und Hainen hinlaufenden Wege und Stege. Jedes Haus, jede Laube ist umrankt von üppigen Schlingpflanzen und duftige Blumenteppiche bedecken jede von Bäumen und Sträuchern freie Stelle. Die zartesten Gewächse und Blumen des Südens wachsen hier ohne Pflege im Freien, denn die warme Sonne und der milde Hauch eines fast ewigen Frühlings begünstigen sie zur Genüge. Imeretien und seine Nachbarprovinz Mingrelien haben auch das mildeste Klima in ganz Georgien, denn während in Kartalinien und Kachetien die Hitze im Sommer oft die Höhe von vierzig Grad erreicht und der Winter, obwohl kurz, doch frostig ist, geht hier der Sommer ohne allzu grosse Hitze vorüber und Winterfröste sind eine nur seltene Erscheinung.

Wie andere Provinzen Georgiens litt auch das schöne Imeretien viel von den mahomedanischen Nachbarn, aber nicht weniger hatte es durch den langwierigen Kriegs-

streit seiner eigenen Bewohner auszustehen. Seine Hauptstadt Kutais hatte wie Tiflis seine Glanzepoche und war im Mittelalter während mehrerer Jahrhunderte die Metropole von ganz Georgien. Später jedoch, nach der Überführung der Königsresidenz nach Tiflis sank Kutais und wenn auch später wieder ein ziemlich reges Leben in seinen Mauern erwachte, so war dies doch nur ein Todesringen, denn es wurde nun der Herd unaufhörlichen Waffengetöses.

Im fünfzehnten Jahrhunderte zerfiel nämlich Georgien in drei Königreiche, in das imeretische, das kachetische und das kartalinische oder das eigentliche Georgien und diese Trennung war in der Folge der Grund endloser Thronstreitigkeiten und Erbfolgekriege. Die Teilung wurde im Jahre 1455 unter Bagrat I, einem der Nachkommen der zügellosen Königin Russudan, der Tochter Tamarens vollzogen. Schon Bagrat I., begann den Kampf mit dem Könige von Kartalinien und sein Nachfolger Alexander führte ihn weiter. Im Jahre 1509 fielen die Tataren in Imeretien ein und zerstörten Kutais, doch Bagrat II., der Sohn Alexanders besiegte sie und schloss mit ihnen Frieden. Unter Alexander III. ruhten die Waffen einige Jahre, rührten sich aber um so geräuschvoller während der Regierungszeit seines Sohnes und von nun an war dem Kriegslärm kein Ende mehr, denn der König der Könige, wie sich jeder Herrscher Imeretiens klangvoll nannte, hatte auch in seinen eigenen Verwandten höchst erbitterte Feinde.

Im Jahre 1660 bestieg wieder ein Bagrat den Thron von Imeretien und dieser Fürst war wohl von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern der unglücklichste, obwohl fast keinen von ihnen das Glück besonders begünstigte. Die Geschichte seiner Drangsale ist höchst dramatisch und ist auch von dem georgischen Bühnenschriftsteller Meschi zu einer Tragödie benutzt worden. Als Bagrat kaum

sechzehn Jahre alt war, vermählte ihn seine Stiefmutter, die lasterhafte Nestar-Daredschan, mit der Prinzessin Ketewan. Doch bald nach Abschluss der Ehe gelüstete es Nestar-Daredschan selbst seine Gemahlin zu werden, weshalb sie von ihrem Stiefsohne verlangte, Ketewan zu verstossen. Bagrat wies ihren Antrag ab, wofür ihm das unmenschliche Weib die Augen ausstechen liess und nachdem sie sich mit dem Fürsten Wachtang vermählt hatte, bestieg sie selbst den Thron. Empört über diese Gräueltat riefen die Imeretiner den Fürsten Wamek Dadiani zu Hülfe, welcher das Heer der Königin Nestar-Daredschan besiegte und an ihrem Gatten Vergeltung übte, indem er ihn gleichfalls des Augenlichtes beraubte. Nach Dadiani erschien ein neuer Retter in der Person des Paschas von Achalzyk, Aslan, der den blinden Bagrat wieder als König von Imeretien einsetzte, ihm aber für diese Gefälligkeit seine Gemahlin entführte und ihm nur darin einen Dienst erwies, dass er die verworfene Stiefmutter mit sich in die Gefangenschaft nahm. Bald darauf wurde jedoch der unglückliche Bagrat von neuem vom Throne gestossen und zwar durch den König von Kartalinien, der Imeretien für seinen Sohn ausersehen hatte. Nach dessen Vertreibung kehrte Bagrat wiederum in seine Hauptstadt zurück und nahm eine zweite Gemahlin. Seine Stiefmutter Nestar-Daredschan verstand es jedoch in der Gefangenschaft die Gunst der Türken zu erwerben und nachdem sie sich vom Sultan Hülfstruppen erwirkt, erschien sie vor Kutais, wo sie aber nun die Nemesis ereilte, denn vor derselben Burg, in der sie einst ihre verbrecherischen Pläne geschmiedet hatte, wurde sie ermordet. Ihr blinder Gemahl Wachtang geriet dabei in die Gefangenschaft des gleichfalls blinden Bagrat, dem er einige Jahre vorher eigenhändig die Augen ausgebohrt hatte. Um sich für diese schreckliche Verstümmelung an ihm zu rächen, machte ihn Bagrat selbst nieder, indem er ihm zurief: „Du hast mir die Augen aus-

gerissen, jetzt will ich dir das Herz ausreissen!“ Der unglückliche König sollte jedoch auch jetzt noch nicht auf seinem Throne verharren, denn bald darauf wurde er wieder vertrieben und erst nach neuen Kämpfen gelang es ihm wieder Herr Imeretiens zu werden, bis ihn endlich der Tod allen Drangsalen entriss. Das ist die Unglücksgeschichte des Königs Bagrat, eine genügende Illustration zur Geschichte Imeretiens während der letzten drei Jahrhunderte seiner Unabhängigkeit. Fast ununterbrochen waren die Kämpfe, denen dieses Land ausgesetzt war und die Gräuelthaten, die dabei verübt wurden, erinnern lebhaft an die Thronstreitigkeiten, welche zur Zeit der Nachfolger Chlodwigs das Frankenreich heimsuchten, denn auch Weiber, die Fredegunden und Brunhilden an Grausamkeit gleich kamen, fehlten hier nicht.

Im Verlaufe von 370 Jahren hatte Imeretien dreissig Könige, von denen sieben eines gewaltsamen Todes starben, dreien wurden die Augen ausgestochen und zwei und zwanzig vom Throne gestürzt, den mancher von ihnen mehrere Male bestieg.

Die ganze Geschichte Imeretiens nach seiner Trennung von den übrigen Provinzen Georgiens ist nichts weiter als ein ununterbrochenes Drama, und zwar waren die Urheber desselben oft die Landesbewohner selbst, denn die Ideale von Glauben und Freiheit, für die einst alle Georgier gemeinschaftlich mit äusseren Feinden gekämpft hatten, waren geschwunden und eitle Herrschsucht war der Endzweck alles Strebens geworden.

Seit dem Ende dieser blutigen Kämpfe sind nun schon fast hundert Jahre verflossen und während dieser Zeit hat sich in Imeretien viel geändert, ja in seiner Hauptstadt Kutais sind fast die Spuren der Vergangenheit verschwunden. Zwar hat diese Stadt mehr als andere Orte Georgiens den örtlichen Charakter bewahrt und ist bedeutend weniger russifiziert als Tiflis, aber grössere geschichtliche

Denkmäler giebt es auch hier nicht, da die ehemalige Königsburg und alle bedeutenderen Gebäude längst in Trümmern liegen. Dem ungeachtet ist Kutais heute der eigentliche Mittelpunkt des georgischen Lebens, denn die Georgier bilden die Mehrheit seiner Bevölkerung, während sie in Tiflis in der Minderheit sind. Seine Strassen und Häuser tragen noch in Allem den georgischen Charakter und die Menschenmenge, die besonders des Abends hier herumwogt, spricht lebhaft dafür, dass Kutais noch eine georgische Stadt par excellence ist. Auch die Nationaltracht der Männer und Frauen hat sich hier noch mehr bewahrt als in Tiflis und besonders ist es das imeretinische Kostüm, welches unter den verschiedenen Trachten vorwiegt. Die kartalinische Pelzmütze vertritt hier meistens der Baschlik oder ein mit einem Gummibande an den Haaren befestigter Deckel aus Silberschnürchen. Anstatt des kurzen schwarzen Rockes sieht man hier auch kurze bis an die Hüften reichende Jacken oder lange weite Röcke, die durch einen Gürtel in Falten gelegt sind. Die Bewaffnung der Imeretiner ist gleichfalls so glänzend und prunkhaft wie die anderer Bewohner Georgiens, denn nie fehlt der lange Dolch oder Kinschal und oft stecken im Gürtel zwei Pistolen und gar noch ein kurzer Säbel. Das heisst wirklich bis an die Zähne bewaffnet sein!

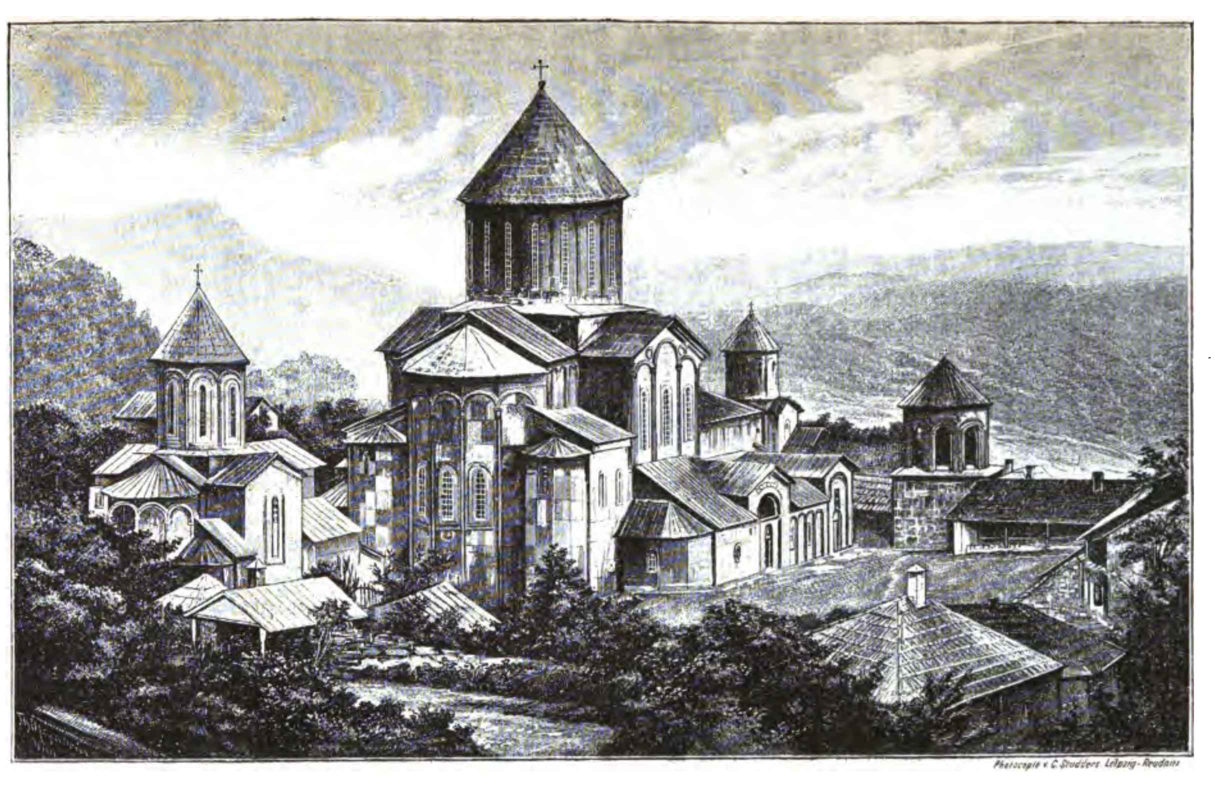
Dabei ist der Typus der Imeretiner einer der schönsten in ganz Georgien und besonders zeichnen sich die Frauen durch ihre Körperreize aus. Kutais selbst ist durch die Schönheit seiner Töchter in ganz Kaukasien berühmt, hat aber auch den Ruf eine schwelgerische Stadt zu sein. Vor einigen Jahrzehnten, als in Georgien das Schlaraffenleben noch in voller Blüte stand und der heute teilweise heruntergekommene Adel in üppigen Schwelgereien sein Vermögen vergeudete, war es vor allen anderen Orten Kutais, welches Vergnügungslustige anzulocken verstand.

Was die Architektur dieser Stadt anbetrifft, so unter-

scheidet sie sich nur wenig von der anderer georgischer Städte und grössere aus der Vorzeit erhaltene Gebäude fehlen fast gänzlich. Die Kirchen, welche aus einer entlegeneren Epoche stammen, sind wenig bemerkenswert und die prächtige Kathedrale, die einst die grösste Zierde von Kutais war, liegt längst in Trümmern. Gleichfalls in Schutt zerfallen sind der grosse Palast der Königin Tamara, Tamarziche und die Burg der imeretinischen Könige, Uchimerion. Schöne Weissbuchen beschatten die Ruinenreste und ihr Schatten sowie die prächtige Aussicht locken noch manchmal die Kutaiser an diese öde und verlassene Stelle, an der einst ein reges Ritterleben pulsierte. Am Fusse des Berges, auf welchem ehemals die Zinnen der prächtigen Königsresidenz in der Sonne glänzten, rauschen wie früher die Wellen des Rion und in der Ferne lacht dieselbe unveränderlich herrliche Gebirgslandschaft. Eben so still und öde ist es in Tamarziche, wo in längst vergangenen Zeiten der Palast der Königin Tamara stand. Dichte Epheuranken umschlingen die letzten Mauerüberreste, als ob sie sie vor gänzlichem Schwinden schützen wollten wie die Lieder, die dieser Königin nachklingen, noch für lange Zeit die Erinnerung an sie bewahren werden.

Nur ein grosses Denkmal der Vergangenheit hat sich in der Umgegend von Kutais erhalten und besteht noch bis heute unversehrt. Es ist das die Kathedrale in Gelat, welche vom Könige David, dem Erneuerer und dem Katholikos Eudemon im elften Jahrhunderte erbaut wurde. In ihrem Äusseren ist vor Allem die kolossale Grösse der Bausteine Staunen erregend, denn manche von diesen Riesenquadern haben über eine Klafter im Durchmesser.

Ihr Inneres ist geradezu prachtvoll und die zahlreichen mit Gold und Edelsteinen verzierten Heiligenbilder sind ein glänzender Beweis für den einstigen Reichtum Georgiens. Der Ikonostas oder die Altarwand blendet fast die



Photocopie v. C. Studders Leipzig-Reudnitz

Kathedrale in Gelats bei Kutais.

Augen des Beschauers mit seinen prächtigen Goldverzierungen und blinkenden Edelsteinen ohne Zahl; hier hat wirklich der Orient gezeigt, dass er in Gold zu arbeiten versteht. Auch an Fresken ist diese Kirche reich und zwar sind ihre Wandgemälde teilweise von hohem Wert, besonders die, welche im italienischen Renaissancestil ausgeführt sind.

Neben der Kirche befindet sich eine Schatzkammer, in welcher zahlreiche mit kostbaren Perlen geschmückte Priestergewänder sowie der Krönungsmantel, die Krone und andere Schmuckgegenstände der imeretinischen Könige aufbewahrt werden. Die Krone ist eine hohe Mütze aus kostbarem Stoff, die oben kleine aus Perlen bestehende Kreuzchen zieren. Der ganze obere Teil ist mit winzigen, aber kunstvoll aus Perlen gestickten Bildern versehen, die Szenen aus der biblischen Geschichte darstellen.

In Gelat ruht auch der grosse König David, der Erbauer der Kathedrale. Auf seinem Grabsteine soll einst folgende Inschrift gestanden haben: „Sieben Könige waren einst bei mir zu Gaste; Türken, Perser und Araber habe ich aus meinem Reiche gejagt.“

Diese Inschrift hat die Zeit längst verwischt, aber das Andenken an den grossen König lebt noch immer unter den Georgiern.



Die georgische Litteratur.



nter den Kulturvölkern Vorderasiens nehmen die Georgier, Grusier oder Kartweler, wie sie in ihrer Sprache heissen, eine jedenfalls hervorragende Stelle ein und ihre frühere Bedeutung in der Geschichte jener Gegenden Asiens fällt noch mehr ins Gewicht, wenn man ihre geringe Kopfzahl in Betracht zieht. Nie betrug diese im Laufe der Vergangenheit mehr als eine Million, und demungeachtet errangen sie sich die Oberherrschaft in ganz Kaukasien und boten lange Jahrhunderte hindurch der Macht der Perser, Araber, Türken und Tataren Trotz, ohne dabei ihre Verteidigungsmittel völlig zu erschöpfen. Zwar mussten sie in diesen langwierigen Kämpfen oft der Übermacht unterliegen und sich vor dem fremden Joche beugen, aber immer wieder gelang es ihnen Kräfte zu sammeln und ihre Selbständigkeit herzustellen. Trotz eines mächtigen Andranges feindlicher Elemente bewahrten sie ihren christlichen Glauben und ihre nationale Individualität bis auf uusere Tage und stehen heute als ein Volk da, welches ernste Anstrengungen macht, ein modernes Kulturvolk zu werden und seine zivilisatorische Arbeit mit der der Völker Europens zu ver-

einigen. Eine Nation, die in ihrer Vergangenheit eine solche Ausdauer bewiesen und so hartnäckig ihre Kultur gegen asiatische Barbarei verteidigte, verdient jedenfalls der Beachtung und es lohnt wohl der Mühe, ihr Wirken auf geistigem Gebiete kennen zu lernen.

Die Abstammung der georgischen oder kartwelischen Sprache ist bis heute noch nicht genügend festgestellt trotz zahlreicher in dieser Richtung unternommener Forschungen. Der vor ein paar Jahren verstorbene Professor der Petersburger Akademie, der Franzose Brosset, welcher diese Sprache besser als irgend wer kannte und ziemlich klar ihren Entwicklungsprozess dargelegt hat, bemerkte in ihr viel Verwandtschaft mit den indo-europäischen Sprachen, wobei er jedoch die Behauptung aufrecht erhielt, dass ihr eigentlicher Kern nichts mit diesen Sprachen gemein habe. Es ist also anzunehmen, dass die georgische Zunge nicht indo-europäischer Abstammung ist, dass aber ihre Entwicklung vom Persischen, dem Sanskrit und der Zendsprache beeinflusst wurde, was wahrscheinlich durch Vermittelung des Armenischen geschah. In ihrem heutigen Zustande besitzt die georgische Sprache viele fremde Ausdrücke, besonders arabische und persische und seitdem man begonnen sie den modernen Anforderungen gemäss zu entwickeln und zu bereichern, ist die Zahl der Fremdwörter in ihr noch bedeutend gewachsen, was natürlich nichts zu ihrer Verschönerung beitragen konnte. Gegen diese willkürliche Verstümmlung kämpfen jedoch gegenwärtig einige georgische Philologen, die zunächst bemüht sind, die schon angenommenen Fremdwörter durch eigene zu ersetzen.

Was den Wohlklang des Georgischen anbetrifft, so ist dieser trotz eines gewissen Reichtums an Vokalen ein geringer und steht dem mancher anderen orientalischen Sprache nach.

Als Beispiel diene die nachfolgende Strophe eines Gedichtes von Elias Tschawtschawadse:

Elegia.

Mkrtali nateli sawse mtwarisa,
Mschobels kwekanas seel mohpenoda,
Da tetri soli schoris mtebisa,
Lashward siwrceschi tschaintkeboda.

Auf Deutsch:

Im Schlummerlicht der blassen Vollmondstrahlen
Liegt träum'risch da mein liebes Heimatsland
Und über ihm in Himmelsfernen malen,
Die Riesengletscher ihre Silberwand.

Die Erfindung ihrer Schriftzeichen schreiben die Georgier dem Könige Farnawass zu, der der Gründer ihres Reiches war und zur Zeit Alexanders des Grossen gelebt haben soll. Diese Schrift war Zendischen Ursprungs, und um sie ihrer heidnischen Kennzeichen zu entledigen, nahm die christliche Geistlichkeit im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung eine Änderung vor, indem sie die eckige Gestalt der Schriftzeichen in eine runde umwandelte. Diese Form erschwert nicht wenig das Lesen, welches schon der zahlreichen (38) Buchstaben wegen nicht ohne Schwierigkeiten ist. Dafür ist aber wieder die Rechtschreibung sehr erleichtert, denn wer genau den Laut eines jeden Schriftzeichens kennt, wird leicht ohne Fehler georgisch schreiben. Es ist das eine grosse Vereinfachung, welche die anfänglichen Schwierigkeiten beim Lernen der Buchstaben reichlich vergütigt.

Bei einer so frühzeitigen Aneignung der Schrift und der unmittelbaren Berührung mit den damaligen Kulturvölkern Vorderasiens, musste sich natürlich auch bald in Georgien ein Schrifttum ausbilden und wahrscheinlich besassen seine Bewohner schon im heidnischen Altertume ihre geschriebenen Religionsbücher, die aber wahrscheinlich später bei Einführung des Christentums der Vernichtung preis gegeben wurden, denn es sind keine Spuren von litterarischen Erzeugnissen aus der Heidenzeit Georgiens vorhanden. Die ältesten Litteraturdenkmäler stammen schon

aus der christlichen Epoche und zwar sind das Übertragungen der Bibel und anderer theologischer Bücher.

Wie überall so wurden auch in Georgien die Wissenschaften anfänglich nur von der Geistlichkeit gepflegt, deren Hauptbestreben es zunächst war, das Christentum im Lande zu befestigen. Zu diesem Zwecke übersetzte sie die namhaftesten theologischen Werke jener Zeit, deren Originale fast ausschliesslich griechisch geschrieben waren. Die Griechen waren nämlich die ersten Lehrer der Georgier und bis zum elften Jahrhunderte hatten sie fast alle höheren Kirchenämter in Georgien inne. Byzanz beeinflusste damals das gesamte Leben dieses Landes, so dass sich seine Kultur nach griechischen Vorbildern entwickelte, bis endlich die kräftige Regierung des Bagratidenhauses, sowie der allmälige Verfall des byzantinischen Reiches diese Abhängigkeit verminderten. Trotzdem blieben die Griechen noch lange die Unterweiser der Georgier, und auch dann, als sich schon in ihrem Lande ein nationales Kulturleben entwickelt hatte, schöpften sie noch ihr Wissen aus dem Schatze griechischer Gelehrsamkeit und zahlreiche Jünglinge besuchten die Schulen von Athen und anderen griechischen Städten.

Im elften Jahrhunderte zeigen sich in Georgien die ersten Erzeugnisse der weltlichen Litteratur, nämlich Übersetzungen griechischer Klassiker, welche die Grundlage der heimischen weltlichen Litteratur wurden und auch in dieser Richtung die Schaffenskraft wach riefen.

Die eigentliche Blütezeit der mittelalterlichen Litteratur der Georgier war im zwölften Jahrhundert, als dieses Volk in seiner an Ereignissen und Erschütterungen so reichen Vergangenheit die höchste Macht besass. Sein jugendlicher Rittergeist begann schon damals zu schwinden, obgleich die Kriege, welche die Georgier um diese Zeit führten, noch grösstenteils glücklich waren und ihre politische Macht auf dem Gipfel ihrer Höhe stand. Für die

Nachbarn waren die Georgier im zwölften Jahrhundert fürchterlicher als je, denn teils übertrafen sie sie durch ihre höhere Kultur, teils waren sie ihnen an Mut, Begeisterung, Vaterlandsliebe und Kriegszucht überlegen. Trotzdem aber scheint die rohe Jugendkraft dieses Volkes damals schon im Abnehmen begriffen gewesen zu sein, denn immer mehr entwickelte sich das innere Kulturleben, immer mehr griff die Sucht nach einem bequemen Verweilen am häuslichen Herde um sich und mit dieser der Vergnügungsgeist. Glückliche Kriege und die fortwährende Zufuhr reicher im Felde gemachter Beute, sowie die Befestigung der inneren Sicherheit erhöhten natürlicher Weise den Wohlstand des Landes und mit dem Wohlstande machte auch die materielle Kultur bedeutende Fortschritte. Städte blühten empor, zahlreiche Kirchen, Klöster und Schlösser entstanden und die nationale Architektur erreichte bei diesem bewegten Treiben einen Höhepunkt, den sie in der Folge nicht mehr überschritten zu haben scheint. Mit dem materiellen Wohlstande entwickelte sich auch der Luxus, und so entstand ein geräuschvolles, fröhliches Ritterleben, dessen glänzender Mittelpunkt der Hof der schönen Königin Tamara war.

Auch hatten sich die Sitten der Georgier schon bedeutend gemildert und die Sittlichkeit stand wohl in den vergangenen Jahrhunderten nie in ihrem Lande höher als zu dieser Herrscherin Zeiten, deren mildernder Einfluss sich in allen Erscheinungen des damaligen Lebens wahrnehmen lässt. Sie war eine sanfte, fromme Frau, die jede Gewaltthat verabscheute und daher mag wohl auch an ihrem Hofe Zucht und Sitte gewaltet haben, wenn auch den damaligen Anschauungen gemäss das Leben geräuschvoll, prunkhaft und vor allem genussreich war. In den Ritterkreisen waltete Galanterie, schönen Frauen wurden Huldigungen dargebracht und in Minneliedern ihre Reize besungen.

So herrschte lange Jahre Lust und Frohsinn in der georgischen Hauptstadt, wenn auch dieses Festtagsleben einer mit sich selbst zufriedenen Ritterschaft oft von Waffengeklirr und Kriegsgeräusch unterbrochen wurde. Nach den fast stets siegreichen Feldzügen glich die Rückkehr des Heeres nach Tiflis immer einem Triumphzuge, dessen Pracht oft fabelhaft war, denn ausser zahlreichen Trophäen brachten die Sieger eine Beute heim, deren Wert unberechenbar schien. Alle Schatzkammern in den Schlössern der Ritter füllten sich mit Schätzen; Gold und Edelsteine wurden massweise verhandelt und die Pferde der in die Hauptstadt einziehenden siegestrunkenen Krieger stampften über kostbare Teppiche, die bei dem Zufluss so reicher Schätze keinen Wert mehr hatten. Es waren das geräuschvolle Zeiten und das heutige stille Tiflis mochte wohl damals ein ganz anderes Bild gewähren. Ohne Unterlass weilten in seinen Mauern ein paar Tausend vergnügungssüchtiger Ritter, lange Karawanen durchzogen seine Strassen und Festgesänge ertönten in seinen Palästen, die von reich geschmückten Männern und Frauen bevölkert waren. Eine wissenschaftliche Akademie verbreitete dabei die mildernden Strahlen geistiger Kultur, zahlreiche Jünglinge gingen und kamen von Athen oder anderen Schulen Griechenlands, eifrige Geistliche disputierten, Dichter sangen und griechische Baumeister und Maler schmückten die Kirchen und Schlösser der Reichen.

Fügen wir noch den heiteren Glanz des georgischen Himmels hinzu, die herrliche Natur, ihre üppigen Früchte und besonders den Feuerwein, dann die Reize zahlloser schöner Frauen und wir werden im stande sein uns jenes Leben zu vergegenwärtigen, welches in Georgien pulsierte, als die geistige Entwicklung seiner Bewohner im Blütenalter stand.

Die einem solchen Leben entkeimte Poesie kann natürlich nichts anderes sein als sein unmittelbarer Ausdruck,

seine Abspiegelung, denn angesichts des damals allgemein herrschenden Wohlstandes und einer gewissen behäbigen Zufriedenheit mussten alle Bestrebungen nach einer Änderung der Dinge völlig überflüssig sein und daher auch jegliche Zukunftspoesie fehlen.

Fast alle im zwölften Jahrhundert entstandenen Geisteserzeugnisse der Georgier spiegeln das damalige Leben ab und geben den Gefühlen und Anschauungen der an demselben teilnehmenden Gesellschaft Ausdruck. Zunächst war es eine stark entwickelte und mit Vorliebe gepflegte lyrische Poesie, in welcher diese Lebensmomente widerhallten, aber von diesen Gemütsergüssen ist heute fast jede Spur geschwunden und nur in anderen zeitgenössischen Litteraturdenkmälern findet sich der Beweis, dass die Lyrik wirklich im zwölften Jahrhundert in Georgien geblüht hat.

Ein bleibenderes Dasein erwarb sich die Epik der damaligen Epoche, denn mehrere wertvolle Werke dieser Art haben sich bis auf unsere Tage erhalten und sind noch heute eine Zierde des georgischen Parnasses. In ihnen liegt die Glanzzeit des mittelalterlichen Georgiens verewigt da und sie zeugen mehr für seinen damaligen Kulturzustand und sein rüstiges Leben als alle geschichtlichen Überlieferungen.

Das bedeutendste Epos aus der klassischen Epoche, die grösste dichterische Schöpfung der Georgier ist das „Wepchwis Tkaosani“, der „Mann im Tigerfelle“ von Schota Rustaweli. In schwungvollen, meisterhaft gefeilten Versen schildert in ihm der Dichter das zeitgenössische Leben seiner Landsleute, verlegt jedoch, um seiner Erzählung einen höheren poetischen Reiz zu verleihen, die Handlung nach Arabien. Dadurch verliert jedoch seine Schilderung nichts an lokaler Färbung, Land, Leute und Sitten sind georgisch und der mit der Geschichte Georgiens vertraute Leser erkennt sogar in den Hauptheldeen

mehrere dem zwölften Jahrhunderte angehörige geschichtliche Persönlichkeiten.

In den Vordergrund tritt natürlich das damalige Hofleben und bei seiner Schilderung übergeht der Dichter fast keine Seite, keine wichtigere Einzelheit desselben. Alle möglichen Episoden dieses Lebens kommen im bunten Zauberspiegel seiner Erzählung vor und gleich im Anfange tritt dem Leser eine glänzende Ritterversammlung entgegen. Der Dichter beschreibt hier eine Thronentsagungsfeierlichkeit und gleich darauf den Akt der Thronbesteigung; Gelage und Jagden füllen das reichhaltige Bild des Hoflebens aus. Dann erzählt Rustaweli die Wanderungen des eigentlichen HauptHelden seiner Dichtung, Autandil, wobei er Sitten und Gebräuche der Städtebevölkerung schildert. Mit einem Worte, das gesamte damalige Leben Georgiens ist im „Mann im Tigerfelle“ ausgemalt und selbst Schlachtenbilder fehlen nicht zur Vervollständigung dieses Zeitgemäldes. Die eigentliche Fabel der dichterischen Schöpfung Rustawelis umfasst eine lange, ziemlich weitschweifige mit anderen kleineren Geschichtchen verknüpfte Erzählung, die natürlich nicht frei ist von orientalischer Überschwänglichkeit, aber mit wahrhaft genialer Erfindungsgabe ausgearbeitet ist und etwas Grosses, Erhabenes an sich hat.

Der alte König von Arabien, Rostewan, entsagt dem Throne zu Gunsten seiner Tochter Tinatina und könnte wohl seine Tage kummerlos beschliessen, wenn er nicht eben ein sonderbarer Kauz wäre. Er bildet sich nämlich ein, dass es im ganzen Reiche keinen Ritter giebt, der ihm an Mut und Tapferkeit gleicht und dieser Gedanke bereitet ihm Kummer. Da erbietet sich einer seiner Heerführer, Autandil, ihm zu beweisen wie unbegründet seine Meinung sei und schlägt dem Könige vor eine Jagd zu veranstalten, auf welcher er ihm von seiner Tüchtigkeit und der Gewandheit, die Waffen zu gebrauchen, Zeugnis

ablegen könne. Die Jagd findet statt, giebt aber dem Könige nur Grund zu neuer Trauer, denn seine Gefährten finden im Walde einen weinenden, in ein Tigerfell gehüllten Jüngling, der dem Könige höchst geheimnisvoll erscheint. Er trägt daher seinen Dienern auf, den Jüngling um die Ursache seiner Betrübnis zu befragen, doch dieser entflieht und verbirgt sich im Dickicht des Waldes. Der König ist in Folge dessen trostlos und verfällt in noch schwereren Kummer. Da beschliesst seine Tochter, die schöne Tinatina, Alles zu thun, um die Ursache der Betrübnis des Vaters zu beseitigen und verspricht demjenigen der Ritter ihre Hand, welcher ihr genaue Nachricht über den geheimnisvollen Jüngling bringt. Autandil, der längst im Stillen die Königstochter liebt, erbietet sich auszuziehen und nach dem Manne im Tigerfelle zu forschen. Drei Jahre wandert er umher, bis es ihm endlich gelingt den Jüngling aufzufinden und seiner Geliebten die erwünschte Aufklärung zu bringen. Diese sträubt sich auch nicht seine Gemahlin zu werden und glänzende Hoffeste beschliessen die Erzählung.

Diese, sowie die anderen mit ihr verflochtenen Fabeln mögen dem heutigen Leser naiv erscheinen, aber der Endzweck des Dichters, ein Lebensbild seiner Zeit zu schaffen, ist gross und ernsthaft. Dabei ist die Dichtung in einer Sprache geschrieben, die klassisch genannt zu werden verdient und neben farbenreichen Bildern zieren sie kernige Gedanken, die manches gefeierten Dichterfürsten würdig sind. Fast nie verfällt Rustaweli in's Abgeschmackte und oft erinnert seine feierliche Einfachheit an Vater Homer. Nur in den Vergleichen sündigt er viel, denn in dieser Hinsicht kann er sich seines orientalischen Wesens nicht entschlagen und wird überschwänglich.

Um dem Leser wenigstens eine flüchtige Einsicht in den Farbenreichtum der Rustawelischen Dichtung zu er-

möglichen, gebe ich hier einige Stellen aus dem ersten Gesange in metrischer Übersetzung.

Die Königstochter Tinatina schildert der Dichter folgendermassen:

Der König hatte eine einz'ge Tochter,
Ein Bild der Sonne selbst im Morgenlande.
Herz, Seele und Verstand entriss sie Allen,
Die jemals sie geschaut von Angesicht.

Die Schönheit Autandils und seine Liebe zur Königstochter malt er mit nachstehenden Worten:

Ein Rittersohn war Autandil, der erste
Der Obersten im Heer des tapfern Königs,
An Schlankheit übertraf er die Cypresse
Und hell und schön war seiner Augen Glanz.
Zwar jung noch, glich doch seiner Seele Stärke
Der edlen Härte eines Diamanten.
Der schönen Königstochter Feuerblicke
Entzündeten gar bald sein junges Herz
Und schlugen Wunden ihm, die nimmer heilen.
Gar lange hielt er heimlich seine Liebe
Und in der Trennung mit der Teuren schwand
Die Rosenröte seiner frischen Wangen.
Doch als das Los ihn wieder zu ihr führte,
Drang bald des Herzens Glut ihm ins Gesicht
Und wieder öffnete sich seine Wunde.
So quält geheime Liebe junge Herzen.

Bei ihrer Thronbesteigung verteilt Tinatina reiche Geschenke unter das Volk:

An jenem Tag verteilte sie die Schätze,
Die sie von früher Kindheit an gesammelt.
Wie Beute nach der Schlacht ergriff das Volk
Die ihm so reichlich zuerteilten Gaben.
Die einen nahmen prächtig schöne Rosse,
Die andern Perlen, Gold und Edelsteine.
So fegt der Wind den trocknen Schnee hinweg,
Wie sie der Schätze Last bei Seite schafften.
Kein einziger ging heim mit leeren Händen.

Dem Bilde, welches der Dichter von der Jagd entwirft, die der König veranstaltet, um sich mit Autandil zu messen, gebricht es auch nicht an plastischer Schönheit:

> Scheu, in gedrängten Herden flieht das Wild,
> Gehetzt von einer dichten Schar von Treibern,
> Des ganzen Waldes Tiervolk scheint zu fliehen:
> In langen Sätzen springen hier die Rehe,
> Dort tobt der schlanken Hirsche Schar vorüber,
> Vor Wut wirft sich der Eber ins Gedränge
> Und dichte Rudel anderen Getiers.
> Die Jäger dringen vor. Welch' prächtig Bild!
> Mit Pfeil und Bogen harren sie der Beute.
> Vom Hufschlag ihrer Rosse bebt die Erde
> Und Wolken dichten Staubes steigen auf.
> Die Pfeile schwirr'n und bald bedecken Lachen
> Vergoss'nen Bluts den aufgewühlten Boden.

Der „Mann im Tigerfelle“ ist reich an ähnlichen Stellen und erst eine gute Übersetzung des Ganzen würde dem deutschen Leser seinen Stoffreichtum sowie alle seine Schönheiten aufdecken.

Ein Ritterepos ist diese Dichtung wohl eigentlich nicht, vielmehr ist seine Fabel im Plane eines mittelalterlichen Romans angelegt und seinem Verfasser kommt daher die Erfindung dieser Dichtungsart im Orient zu.

Vorbilder hatte er hierzu nicht, denn die abendländische Litteratur war ihm unbekannt und in der orientalischen suchen wir vergebens nach einem Seitenstück zum „Manne im Tigerfelle“. Ein einziges Werk, welches einige Ähnlichkeit mit ihm hat, lässt sich in der arabischen Litteratur auffinden und das sind die Makamen des Hariri. Auch hier haben wir Reisebeschreibungen und Abenteuer, deren Gesamtbild eine Charakteristik des zeitgenössischen Lebens bildet, aber ihm fehlt das unserem heutigen Romane nahe kommende Gewebe, welches im Rustaweli'schen Werke geradezu frappiert.

Über den Verfasser dieser Meisterschöpfung, die noch

heute auf dem georgischen Parnass wie eine Perle prangt und die keinem Georgier, selbst dem schlichtesten Landmann unbekannt ist, sind wenig Einzelheiten bis auf unsere Tage bewahrt worden. In seiner Jugend hielt sich Schota Rustaweli längere Zeit seiner weiteren Ausbildung wegen in Athen auf und in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er Schatzmeister der schönen Königin Tamara, die er auch heimlich geliebt haben soll. Gegen Ende seines Lebens wurde er von ihr mit einer beträchtlichen Geldsumme nach Jerusalem gesandt, um die dortige georgische Kirche umbauen zu lassen. In Jerusalem starb er und wurde dort beerdigt.

Nach Rustaweli sind in jener Glanzepoche noch mehrere Schriftsteller zu verzeichnen, deren Werke sich gleichfalls bis auf unsere Zeit erhalten haben, aber dem „Manne im Tigerfelle“ an Wert nachstehen.

Moses Choneli ist der Verfasser eines Ritterromans in zwölf Abschnitten „Daredschaniana“, so benannt nach der Heldin Daredschan. Mehr noch als Rustaweli priesen die Zeitgenossen den Dichter Johannes Schawteli, dessen bedeutendste Schöpfung jedoch verloren gegangen ist. Die von ihm verbliebenen kleineren Gedichte rechtfertigen dieses Lob nicht zur Genüge. Von Sarkis Tmokweli hat sich eine ächt morgenländische Erzählung „Wisramiani“, sowie der Ritterroman „Dilariani“ erhalten. Von der ersten Erzählung, in welcher der Dichter die unglückliche Liebesgeschichte einer Königin Wis schildert, behaupten übrigens manche Orientalisten, sie sei die Übersetzung eines verloren gegangenen persischen Originals. Schliesslich ist noch Tschachruchadse zu erwähnen, dessen Dichtung zu Ehren der Königin Tamara höchst gewandt geschrieben ist.

Ausser diesen Schriftstellern war die Zahl der Übersetzer sehr bedeutend und die hervorragendsten der griechischen klassischen Werke wurden in dieser Epoche ins

Georgische übertragen. Nebenbei wurde auch in streng wissenschaftlicher Beziehung Bedeutendes geleistet, da besonders die Geistlichkeit mit der Abfassung oder Übersetzung philosophischer, naturwissenschaftlicher und historischer Bücher beschäftigt war.

Alle Dichterwerke des zwölften Jahrhunderts tragen deutlich den nationalen Charakter an sich, obgleich sie nicht ganz frei sind von der Beeinflussung des arabischen Geistes, zumal in der vorhergehenden Epoche die Araber über Georgien geherrscht und nicht wenig auf die Entfaltung der Wissenschaften und Dichtkunst in diesem Lande eingewirkt hatten. Nach ihnen fingen die Georgier an die persische Litteratur zu studieren und alle Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts kannten die persische sowie auch die griechische Sprache. Ihre Geisteswelt war also keineswegs beschränkt und nach sicheren Thatsachen zu urteilen, standen die Wissenschaften damals in Georgien in hohen Ehren und wurden von den Königen eifrig gefördert. Um dieselbe Zeit entstand auch wahrscheinlich die georgische Staatschronik. „Kartlis zchowreba" („Das Leben Georgiens",) obgleich dafür keine unumstösslichen Beweise vorhanden sind, wie überhaupt die Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Georgiens mehrfach unsicher sind.

Nach dem goldenen Zeitalter geriet mit dem Schwinden der politischen Macht dieses Landes auch seine Litteratur in Verfall, und wenn auch von Zeit zu Zeit ein schriftstellerisches Talent auftauchte so mangelte es ihm doch an Kraft einen nachhaltigen Einfluss auszuüben und inmitten des unaufhörlichen Kriegslärms war an keine Geisteskultur zu denken. So vergingen mehrere Jahrhunderte, während welcher das georgische Volk nur aus der Überlieferung die Namen seiner einstigen Dichter kannte, denn ihre Werke ruhten ungelesen in den Bibliotheken der Klöster. Viele der alten Handschriften gingen

auch zur Zeit feindlicher Einfälle verloren, denn die mahomedanischen Eroberer vernichteten stets mit vandalischer Wut alles Geschriebene, das sie bei ihren Plünderungen vorfanden. Die Wiedergeburt der lateinischen Litteratur, welche im fünfzehnten Jahrhundert so sehr das geistige Leben Italiens und anderer Länder beeinflusste, erreichte Georgien nicht und es scheint sogar, dass seine Bewohner bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die lateinischen Klassiker gar nicht gekannt haben.

Die Gründung einer Druckerei in Tiflis im Jahre 1712 brachte endlich wieder einen Strahl geistigen Lebens in das Land und König Wachtang VI., welcher selbst Schriftsteller war, liess sogleich eine ansehnliche Zahl Bücher religiösen und weltlichen Inhalts drucken.

Der noch vor ihm lebende Sulchan Arbeliani bereicherte nun das Schrifttum seines Vaterlandes wieder mit einigen wissenschaftlichen Werken, von denen eins einen unbestrittenen Wert besitzt. Es ist das ein georgisches Wörterbuch, welches an 25 000 Wörter enthält, die der emsige Verfasser im Laufe von dreissig Jahren aus den Werken früherer Schriftsteller ansammelte. Sulchan Arbeliani's Lebenslauf war übrigens reich an Abenteuern, denn er reiste viel in Europa herum und nahm hier auch die katholische Religion an, der er jedoch gegen Ende seines Lebens wieder entsagte. Seine Reiseerlebnisse erzählt er in einer „Reise durch Europa“ und ist ausserdem auch der Verfasser einer „Fabelsammlung“, in welcher er mit viel Humor die Makel seiner Landsleute geisselt.

Die schwache Bewegung, welche unter König Wachtang eingetreten war, schwand bald wieder, denn nicht lange darauf fielen die Perser in Georgien ein und zerstörten nicht nur die Tifliser Buchdruckerei, sondern verbrannten auch viele schon gedruckte Bücher. Ein gleiches Schicksal erfuhr die zweite vom Könige Heraklius II.

gegründete Druckerei während des letzten Einfalles der Perser im Jahre 1795.

Das achtzehnte Jahrhundert war also für Georgien ebenso unheilvoll wie die vorhergehenden und seiner durch unaufhörliche Einfälle der Mahomedaner und Thronstreitigkeiten gequälten Bevölkerung war die Zukunft des Landes fast gleichgültig geworden, denn selbst das Menschenleben galt in jener Zeit nicht viel. Von den fortwährenden Unruhen war sie völlig erschlafft, jede Thatkraft war erschöpft und nur wenige dachten an eine Änderung der Lage. Einige Aufklärung brachten in dieser Zeit katholische Missionäre in das Land, deren Bekehrungseifer jedoch die gedeihliche Verbreitung des von ihnen hierher verpflanzten abendländischen Wissens unmöglich machte und mehr Zwistigkeiten unter der einheimischen Bevölkerung anfachte als die von ihnen gegründeten Schulen Nutzen brachten. Ihre Missionserfolge waren ziemlich unbedeutend und auch heute beträgt die Zahl der georgischen Katholiken nicht mehr als ein paar Tausend.

Die letzten nennenswerten Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts waren der Katholikos Antonius und der Sohn des Königs Wachtang VI., Wachtuschy. Unter den Werken des ersteren ist besonders eine „Geschichte Georgiens“ von Bedeutung. Auch wurde in derselben Zeit auf Veranlassung Wachtangs die georgische Chronik durchgesehen und auf Grundlage zahlreicher in Klöstern und Privathäusern vorgefundener Dokumente umgearbeitet, so dass diese fast einzige Quelle zur mittelalterlichen Geschichte Georgiens heute nicht mehr in ihrer ursprünglichen Abfassung existiert. Dass die Thatsächlichkeit manches darunter gelitten hat, ist nicht zu bezweifeln, denn der Parteienhader stand damals in Georgien in voller Blüte, so dass also von einer unparteiischen Geschichtsforschung nicht die Rede sein konnte.

Ausser einigen wissenschaftlichen Werken haben die

Georgier im achtzehnten Jahrhunderte kein Geistesprodukt von Wert aufzuweisen und in der schönen Litteratur sind nur zwei Schriftsteller zu nennen, deren Werke auch heute noch gelesen werden. Es sind das die Dichter Guramoschwili und Sawatnawa. Der letztere war der Liebling des Königs Heraklius II., und seine Lieder werden heute noch vom Volke gesungen. Im übrigen schlummerte die schöne Litteratur und erst um die Mitte unseres Jahrhunderts erwachte sie von neuem.

Ehe sich noch in den Sechziger Jahren die neue Kulturbewegung sichtlich bemerkbar machte, traten Lyriker auf, die den damals die georgische Gesellschaft durchstürmenden Vergnügungsrausch mit ihren Liedern begleiteten.

Der erste unter ihnen war Alexander Tschawtschawadse, ein Anakreontiker, der jedoch vom Byronismus angesteckt war und deshalb mit seiner Muse auf Irrwege geriet. Er, der ein mittelmässiger georgischer Hafiz hätte werden können, verfiel in sinnliche Verweichlichung und schrieb Sehnsuchtslieder, die wenig aufrichtiges Gefühl atmen und noch weniger männliche Kraft. Der Byronismus hatte ihn nichts weiter als den Schmerz gelehrt, aber den Schmerz fühlte er nicht mächtig genug, um ihn kräftig ausdrücken zu können. Auch haftet an ihm noch viel orientalische Überschwänglichkeit, und wenn er das Dunkel der Nacht mit dem Dunkel der Locken seiner Geliebten oder den Schneeglanz ihres Busens mit dem Glanze des Blitzes vergleicht, so müssen dergleichen Absonderlichkeiten dem Europäer höchst unpoetisch vorkommen.

Ernsthafter ist der Byronismus seines Zeitgenossen Nikolaus Barataschwili, der den Weltschmerz zu begreifen schien und der erste georgische Dichter war, der in die Gedankenwelt des europäischen Westens eindrang und Child Harolds misantropische Klagerufe in der Litteratur seines Vaterlandes widerhallen liess. Trotz seines Byronis-

mus war jedoch Barataschwili durch und durch ein Georgier und wenn er auch seine Landsleute an Kraft der Reflexion bedeutend überholte, so vermochte er es doch nicht in der düstern Sphäre des Zweifels auszuharren und sehnte sich bald wieder in die romantische Gedankenheimat seiner ersten Jugendtage zurück. Er war weder ein gelangweilter Weltbürger, noch ein mysteriöser Philosoph, sondern ein Dichter voller Kraft, der von den Klängen der Byronschen bezaubert, sich eine Zeit lang dem Weltschmerze ergab, aber bald seinen Fehltritt bereute und mit einer des Georgiers würdigen Verzweiflungskraft das Joch abzuschütteln suchte.

Nachstehendes Gedicht zeigt, wie sehr er es beklagte, dem Phantome Child Harolds gefolgt zu sein und welchen Schauder er vor seinem dämonischen Verführungsreize empfand:

O böser Geist, wer hat dich auserkoren,
Dich mir zum schnöden Führer hergesandt,
Auf dass ich folgte so in dich verloren,
Den irren Blick dem Bösen zugewandt?

Sag' an, wohin nahmst du den Seelenfrieden,
Der mir in schönern Tagen eigen war,
Und den ich hielt für's grösste Glück hieniden,
Da mich der Glaub' noch schützte vor Gefahr?

Und das vollbrachtest du an meinem Leben,
Du, der du mir der Freiheit Gut geschenkt,
Mir statt der Leiden nur Genuss gegeben
Und jeden Wunsch ins Meer der Lust gelenkt!

Wo sind denn die Verheissungen geblieben,
Mit denen du den Sinn mir einst bestrickt?
In eine Hölle hast du mich getrieben
Und nun ist plötzlich deine Macht entrückt!

Verflucht sei jene unheilvolle Stunde,
Da deinen Heuchelworten ich Gehör einst gab
Und lüstern beitrat zu dem sünd'gen Bunde,
Der hin mich riss in meines Glückes Grab.

Seit jener Stund' hat mich die Ruh' verlassen,
Kein Wollustmeer löscht der Begierden Glut,
Und Alles möchte ich heut' flieh'n und hassen,
Was mir einst heilig schien und wert und gut.

Was bin ich heute in der Menschen Kreise,
Da bittrer Zweifel meinen Geist nur quält,
Und mir die Rast zuwider wie die Reise!
O wehe dem, der deiner Macht verfällt!

Von Gedanken und Unglück geplagt, betrachtete sich Barataschwili für ein Opfer der Verirrung und war überzeugt, dass sein Beispiel manchem seiner Landsleute zum Heil gereichen würde. Nicht ohne Reiz ist das Gedicht, in welchem er diese Hoffnung ausspricht und sich mit Resignation seinem Schicksale ergiebt:

Mein Ross.

Fort trägt mich mein Ross auf ganz spurlosen Stegen,
Ein Rabe nur folgt mir mit wildem Geschrei,
Spreng vorwärts, o Ross, meiner Zukunft entgegen
Und mach mich von meiner Gedankenlast frei!

Jag fort über Felsen und gähnende Gründe,
Ras' weiter und kürz mir der Zeit trägen Lauf,
Scheu' weder die Hitze noch eisige Winde,
Denn Alles ertrag ich, kein Schreck hält mich auf.

Gern flieh ich die Heimat, die Freunde und Lieben
Und die, die ich koste in seliger Stund.
Ich wandre von quälender Sehnsucht getrieben
Und gebe mein Herzleid den Sternen nur kund.

Die Seufzer, die manchmal die Brust mir noch regen,
Die mag übertönen der Raben Geschrei.
Spreng vorwärts, o Ross, meiner Zukunft entgegen,
Und mach mich von meiner Gedankenlast frei!

Mag fern von der Heimat der Tod meiner harren,
Damit keine Thräne benetze mein Grab.
Der Rabe soll mich in der Wüste verscharren,
Der Sturmwind sing brausend das Grablied mir ab!

Anstatt falscher Thränen von Heuchlern vergossen,
Befeuchte mein Grab einst nur himmlischer Tau.
Trag weiter, o Ross, deinen treuen Genossen,
Mich schreckt nicht des Schicksals vernichtende Klau'!

Mein Tod soll in Niemandem Mitleid erregen,
Und selbst die Geliebte kein Herzleid mir weih'!
Spreng vorwärts, o Ross, meiner Zukunft entgegen
Und mach mich von meiner Gedankenlast frei!

Nicht spurlos wird bleiben der Pfad meiner Leiden
Und mancher, der nach mir verirrt ihn betritt,
Wird meiner gedenkend den Abgrund vermeiden,
Die Klippen umgehen mit vorsicht'gem Schritt.

In seinen Liebesliedern ist er ein ächter Georgier und erinnert sogar in gewissem Grade an Hafiz, wenn ihm auch dessen Humor völlig mangelt:

Der Schöpfer sei gelobt, der dich erschuf
Und dir so schöne, dunkle Augen gab,
In deren Glanze ich mich ganz verlier
Und meine Seelenruhe fand ihr Grab.

Von Sehnsucht dich zu sehen, leb' ich nur,
Und lieb ist mir selbst deines Namens Klang;
Ach, heil den Schmerz, den ich um dich erfuhr,
Von dem so blass geworden meine Wang'.

Zwar bin ich arm, mein Mantel und mein Ross
Und dieser Dolch sind all mein Hab und Gut,
Doch wärst du mein, wär ich so reich und gross,
Wie's der nicht ist, dess Haupt auf Seide ruht.

Barataschwili war der einzige Dichter, welcher als wirklicher Vertreter des Byronismus in der georgischen Litteratur angesehen werden kann, während der ihm zeitgenössische Georg Eristawi, welcher mitunter mit einigen Dosen Weltschmerz hervortritt, nur dem Zeitgeiste Folge zu leisten schien. Jedenfalls ahmte er den grossen Sohn Albions ohne Begeisterung nach und hatte auch eigentlich keine Ursache zu einer pessimistischen Lebensanschauung, da seine irdische Pilgerfahrt eine höchst glückliche war.

Sogar die Verbannung, in die er in den Dreissiger Jahren für seinen Anteil an einer gegen die russische Regierung angezettelten Verschwörung geschickt wurde, brachte ihm manchen Vorteil, indem sie ihm Gelegenheit bot das europäische Kulturleben näher kennen zu lernen. Anfänglich wurde ihm Wilna zum Aufenthaltsorte angewiesen und hier verliebte sich in den galanten georgischen Kavalier eine schöne Polin, die wohl auch in ihm das Interesse wachgerufen haben mag, das er später der polnischen Litteratur gegenüber an den Tag legte. Von Wilna wurde er nach Warschau geschickt, wo er gleichfalls manches Damenherz zu bestricken wusste. Eifrig studierte er nun die polnische Sprache und übersetzte zahlreiche Gedichte von Mickiewicz ins Georgische. Dann folgten seine Übersetzungen mancher Gedichte von Schiller, Petrarca und Puschkin und durch diese Übertragungen erwies er der Litteratur seines Vaterlandes einen grossen Dienst, indem er neue Ideen, neuen Geschmack und neue Vorbilder in dieselbe einführte. So wurde Georg Eristawi gewissermassen der Vorbereiter einer neuen Dichterschule, denn er streute Samen zu neuem Schaffen aus. In sein Vaterland zurückgekehrt, schritt er zur Gründung einer georgischen Nationalbühne, für die er auch eine Anzahl Lustspiele verfasste.

Nach ihm schlug kein georgischer Dichter mehr den Ton des Weltschmerzes an, denn die damalige georgische Gesellschaft, welcher die Lebensübersättigung fremd war und die ausser der rein praktischen Philosophie keine andere kannte, suchte im Gegenteil für ihr Geistesleben eine ideale Grundlage, die doch unmöglich der Byronismus sein konnte. Vom Instinkt geleitet wandten sich die Georgier bald ihrer Vergangenheit zu und der grelle Kontrast, welchen diese mit ihrer damaligen Lage verglichen, darbot, erweckte in ihnen mächtiges Leid, um die entschwundene Grösse und mit diesem zugleich den Drang nach einer besseren Zukunft.

Fast alle nun folgenden Dichter versuchten es, den früheren Glanz Georgiens so blendend als möglich zu schildern und hörten nicht auf, mächtige Mahnrufe an ihre Landsleute zu richten. Der Fortschritt wurde ihr Ideal, für das sie den Schild erhoben und mit den Gegnern Lanzen brachen. Der erste Dichter, welcher sich der Vergangenheit zuwandte, war Gregor Orbeliani, eine edle, begeisterte Sängerseele. Erst vor zwei Jahren haben ihn die Georgier als achtzigjährigen Greis zu Grabe geleitet und die Trauer, welche sein Tod im ganzen Vaterlande hervorrief, war der beste Beweis für seine ächt nationale Wirksamkeit als Schriftsteller. In Allem war Orbeliani noch ein Georgier der patriarchalen Zeit und wenn er auch mitunter seine Landsleute zum Fortschritte ermahnt, so thut er dies doch mit väterlicher Milde und greift nie zum bittern Vorwurfe. Der Kampf war ihm in dieser Hinsicht fremd und mit Liebe hing er noch am Althergebrachten. Seine fast durchweg lyrischen Gedichte zeichnen sich durch eine erhabene, malerische Sprache und seltene Gefühlskraft aus.

Weihevoll und feierlich sind seine Gedichte, in denen er des Vaterlands Vergangenheit besingt und seine entschwundene Grösse betrauert:

Vor dem Bildnis der Königin Tamara.

Mit einem unaussprechlich heil'gem Schauer
Blick ich dein Bild an, edle Königin,
Und demutsvoll ich mich vor dir verneige,
Denn Ehrfurcht flösst mir ein dein hehrer Sinn.

Ich freue mich, dass ich dein Antlitz schaue
Und möchte nimmer mehr von dannen gehn,
Denn hier ich die Erniedrigung vergesse,
In der ich heut' Georgien muss sehn.

Verwelkt ist längst dein einst so blüh'nder Garten
Seitdem erloschen deiner Grösse Strahl.
Ja, seine Schönheit ist nicht mehr dieselbe
Und aufgedrückt hat ihm die Zeit ihr Mal.

Wie eines schönen Traums, der uns erquickte,
Wie einer Sonne, die längst unterging,
Gedenken wir mit Wonne deiner Zeiten,
An denen schon der Ahnen Herz gern hing.

Ein schwacher Greis, der schwer gebeugt vom Alter,
Steh wieder ich, o Königin, vor dir
Und fleh' dich an um Segen für Georgien,
Erbitt bei Gott ihm Gnade für und für.

O segne es, damit sich seine Söhne
Ermannen und von Wissen aufgeklärt
Sich wieder Macht und edlen Ruhm erwerben
Und darnach streben, was des Strebens wert.

Ja, mag sich wieder unser Geist beleben,
Mag Rustawelis Sprache neu gedeihn,
Und unsre Heimatsliebe Früchte tragen,
Uns neu bestrahlen hehren Ruhmes Schein.

Doch ach, o Königin, die du gen Himmel
Die Blicke richtest, du erkennst wohl kaum
In mir Verlass'nen einen Sohn Georgiens
Und unser Elend ist dir wie ein Traum!

Soll denn für alle Zeiten das schon welken,
Was einmal seinen Blütenglanz verlor,
Soll das, was fiel, unaufgerichtet bleiben
Und nie erlangen seinen frühern Flor?

O Welt der Unbill und der ew'gen Lüge,
Du in den Trug versunknes Jammerthal,
Kein wahrer Glanz kann je in dir bestehen
Und alles Edle kommt in dir zum Fall.

Blieb nichts mehr übrig von Georgiens Grösse
Als die Ruinen, die ich heute seh,
Blieb nichts vom Ruhm, der einst durch Asien strahlte,
Blieb keine Thatenfrucht? O weh, o weh!

Kraft und ein mitunter fast ungestümes Gefühl zeigt Orbeliani in seinen Liebesliedern:

Schänk keinen Wein mehr ein, denn längst schon trunken,
Bin ich von hoffnungsloser Lieb' zu dir,

Halt ein, denn leicht verrät mich meine Zunge
Und spricht, was Keinem kund ist ausser mir.
O, leicht verrät sie, was ich heimlich wahre,
Die heisse Liebe und der Sehnsucht Schmerz,
Den bangen Kummer und die stillen Thränen;
Schänk keinen Wein mehr ein, mich quält dein Scherz!

Kaum reicht mir die Vernunft, das Herz zu zähmen
Und doch willst du sie schwächen noch durch Wein,
Ach, glaube mir, dass deine süssen Blicke
Mich der Vernunft berauben schon allein,
Und lächelnd du mir noch den Becher füllst,
Halt ein, mit Wein du meinen Durst nicht stillst!

O quäl mich nicht mit deinem Scherz! Die Rose
Versprichst du mir, wenn ich den Becher leer!
Viel lieber küsst' ich deine Rosenwangen —
Und dann, reich mir den Todesbecher her!
Schänk keinen Wein mehr ein, mein Kopf ist wirr
Von heisser, hoffnungsloser Lieb' zu dir.

Schon oft verglich ich, dir ins Antlitz schauend
Der Mandelblüte deiner Wangen Rot.
Fast bebt mein Mund sie einmal zu berühren;
O hör mich an, denn Wahnsinn mich bedroht.
Wie Gift tobt durch die Adern mir das Blut,
Schänk keinen Wein mehr ein, ich sterb vor Glut!

Der Trennungsabend.

Schon senkt die Sonne sich zum Untergange
Und zärtlich spielt ihr letzter Abendschein
Am Kaukasus, als wär's ihr leid und bange,
Der neuen Trennung schon so nah zu sein.

In weiter Himmelshöhe, mächtig schimmert
Der Riesenberge ew'ger Gletscherschnee,
Um sie herum ein Wolkenchaos flimmert,
Das allen Thalen droht mit Not und Weh.

Darunter prangt der Wälder Märchendunkel,
Bis in die Thäler reicht ihr grün Gewand.
Von Klippen stürzen Bäche mit Gefunkel,
Wild tobt der Terek an die Felsenwand.

* * *

Betrübt schau hin ich in die bange Ferne,
Dort rollt ein Wagen, der mir die entführt,
Die wert mir war gleich meinem Lebenssterne,
Mit der mein Herz sein Alles nun verliert.

Leb wohl! so lang ich atme, wird mein Segen
Dir folgen und stets dein Begleiter sein,
Mir aber nun auf meinen Lebenswegen
Für immer schwinden aller Freude Schein.

Hin rollt der Wagen und in schnellem Fluge
Entführt er meines Herzens Liebste mir,
Schon schwindet er verdeckt vom Nebelzuge.
Wozu schau ich noch hin? Doch nicht nach ihr?

O sprich, worin kann ich denn Trost noch finden,
Wenn du dich nicht geweigert mich zu fliehn,
Wenn du mir nicht vergolten mein Empfinden?
Wer wird mich dieser Trauer nun entziehn?

Nie dachte ich an dieser Wonne Ende;
Nun ist es da! Leb wohl, leb wohl, mein Lieb!
Ich aber ring vor tiefem Schmerz die Hände
Und frag, was mir noch in der Welt verblieb.

* * *

Schon dunkelt's und mit meiner Herzenstrauer
Bin ich in dieser Stille hier allein,
Den Kaukasus umhüllt ein Nebelschauer,
Am Kasbek glänzt des Abendsternes Schein.
Vom Berge stürzend rauscht der Wasserfall,
Der Terek heult und brüllt im Felsenthal.

Orbelianis Gedichte atmen immer einen reinen Edelmut, alles ist Harmonie in seiner Seele und so empfindungsvoll wie er das Vaterland und dessen Naturschönheiten besingt, ebenso gefühlvoll ist sein Herz, wenn er des ärmsten und unglücklichsten seiner Landsleute gedenkt:

Der Muscha*) Bokuladso.

Warum blickst du auf mich mit solchem Staunen,
Siehst du zum ersten Male einen Muscha,
Den Mann, des aufgedeckte Brust vom Schweisse
Und Strassenstaube schwarz wie Kot geworden?
Den armen Mann mit sonnverbranntem Antlitz,
Den Mann, den längst das Schicksal hat vergessen,
Den seit der Wiege Elend nur verfolgt,
Den Mann, dess Leben nur ein endlos Leiden,
Ein Kampf mit Hunger und Entbehrung ist?

Warum blickst du auf mich mit solchem Staunen?
Die tiefen Furchen auf der schwarzen Stirne,
Das weisse Haar in meinem schmutz'gem Barte,
Sind nur die Spuren meiner Herzensqualen,
Der ew'gen Mühsal um mein täglich Brot,
Der immer bittern, hoffnungslosen. Träume.
Sahst du denn niemals Arme und Verlass'ne,
Die nur deswegen leiden, weil sie leben?

O staune nicht! blick lieber in mein Herz
Und lies dort die Geschichte meiner Qualen:
Verrat vom Bruder, Neid und Hass vom Nächsten,
Vom Freunde Judasküsse und von ihr,
Der Teuren, unheilbare Herzenswunden.
Von aller Welt erbarmungslos verstossen,
Hab ich, was ich einst war, schon längst vergessen.
Im Schweisse triefend schwere Lasten schleppen,
Das ist's, was mir beschieden hier auf Erden.

O wundre dich nicht über meinen Trübsinn!
Du weisst nicht, wie dies Elend schwer zu tragen!
Ich klage, andre singen frohe Lieder.
Aus jenen Gärten schallt Musik herüber,
Ach, wie ich gern in dieses Lied einstimmte,
Doch ach, es klingt ja nicht für mich Verlass'nen!
Tief in mein Innres meine Seufzer bergend,
Wisch ich mit schwerer Hand die Thränen ab,
Denn ach, was kümmert Glückliche mein Elend!

Wer bin ich also? Wie soll ich mich nennen,
Da ich nicht einen Tag des Glücks gehabt?

---

*) Muscha ist ein Lastträger, siehe unter „Tiflis“.

Schon in der Kindheit kannte ich nur Mühsal
Und trüb und hoffnungslos ist meine Zukunft,
Kein Freudenstrahl wird jemals sie erhellen.
Verflucht sei der, der mich zu segnen wagt,
Mich, der ich jedes Erdenheil entbehre
Und wie das Vieh im schweren Joche ächze.

Was schaust du mich noch an, mich Unglücksel'gen?
Ja, grau ist nun mein Haar, ich altre schon
Und nichts blieb mir von diesem Erdenleben
Als die Erinnerung an schwere Leiden.
Was hab ich Gutes in der Welt erfahren?
So sterb ich, ohne vor dem Tod zu bangen,
Arm, elend wie ich kam, geh ich von hinnen;
Wie ich in diesem Leben war vergessen,
Werd' ich es auch nach meinem Tode sein.
Wozu ward ich denn eigentlich geboren,
Da doch nur bittres Elend meiner harrte!
Wen soll ich dafür preisen, wen verfluchen?
Ich weiss es nicht; ich weiss nur, dass ich leide,
Doch nicht, wofür. Ich trage keine Schuld.

Warum blickst du mich an mit solchem Staunen?
Glaubst du vielleicht, ich sei kein Mensch wie du?
Glaubst du, dass ich das Gute nicht erkenne,
Weil ich bedeckt nur bin mit schmutz'gen Lumpen?
Mein Herz regt sich wie deins, wenn ich die Worte,
Die einst der Heiland sprach, verkünden höre.
Von diesem Himmelstrost erstarke ich
Und der Verzweiflung Stimme schweigt in mir.
In solchen Stunden denk ich an die Kindheit,
An meiner lieben Mutter Zärtlichkeit,
Ich höre ihre sanftmutsvolle Stimme,
Die mir einst über alles teuer war.
O, da verfluch ich mein Geschick nicht mehr,
Die Last der schweren Leiden wird mir leichter
Und froh entschlummre ich in solcher Nacht.

O Sohn der Freude, der du schwelgst im Glücke,
Für dich ist alle Erdenlust geschaffen.
Der Wiesen Grün, das Azurblau des Himmels,
Des jungen Lenzes Blumenpracht und Düfte,
Auch schöner Mädchen holde Liebesblicke
Und ihrer weichen Arme selig Kosen,

Ist nur für dich, denn ich bin ja geboren,
Um dir im Schweisse meines Angesichts
Zu dienen. Früh, wenn du noch schlummerst,
Ächz ich schon unter meinem schweren Joche,
Um dir des neuen Tags Genuss zu sichern.
Und wenn du dann an mir vorüber schreitest,
Versagst du mir noch einen Mitleidsblick.
Warum? wofür? ich trage keine Schuld.

Engerischer und mit mehr Jugendkraft als Orbeliani tritt Akaki Zereteli für den Fortschritt ein. Seine Lyrik ist schwungvoll, oft hinreissend und zeichnet sich besonders durch jenen feierlich einfachen Ton aus, der das Gemüt ergreift und es in eine poetische Stimmung versetzt. Neue Bahnen hat er der georgischen Poesie nicht gebrochen, aber er hat viel der deklamatorischen Nichtssagerei entgegengewirkt und die Dichtkunst auf eine Stufe gebracht, die zur Vollkommenheit führt. Die Verse Zereteli's sind dabei meisterhaft gefeilt, elegant und überhaupt frei von orientalischer Derbheit; ein Beweis, dass auch im Oriente eine moderne Dichtkunst erblühen kann.

Die Vaterlandsliebe ist auch in ihm lebhaft, auch er hofft mit Zuversicht auf eine bessere Zukunft und hält mit Mut und edler Hingebung an seiner Nationalität fest:

Noch nicht gestorben ist die Liebe, nein!
Sie schlummert nur und wird erwachen,
Wer sie auf ewig will dem Tode weihn,
Dem droht weit eh'r des Todes Rachen.

Vom langen Kampfe ist sie nur erschlafft
Und wird erstarken bald im Frieden.
Wer zweifelt an des Schicksals ew'ger Kraft,
Dem ist des Irrtums Fluch beschieden!

Das Herz im Busen sich noch kräftig regt,
Auch hört der Geist nicht auf zu hoffen,
Dass einst des Glückes Stunde wieder schlägt
Und uns der Zukunft Thür steht offen.

Heut ist die Heimat arm zwar und verwaist,
Doch woll'n wir lieben sie und schätzen
Und unsrer grossen Ahnen eh'rnen Geist
Durch eherne Geduld ersetzen.

Und sollten wir um ihrer willen Not
Und bittres Elend schier erfahren,
So wär uns süss noch solcher Mühsal Brot
Und leicht die Pflicht ihr Treu zu wahren.

Noch nicht gestorben ist die Heimat, nein!
Sie schlummert nur und wird erwachen
Und einst vielleicht noch denen Ruhm verleihn,
Die für ihr Wohl die Kräfte brachen.

Wunsch.

Ewig Glück wünsch ich dem Heimatlande,
Will, dass Niemand es zu schrecken wage,
Noch es täusch mit schmeichlerischem Tande
Oder heuchlerisch ihm Gunst entgegen trage!

Mag sein teurer Name wieder klingen,
Hehr wie einst, auf dass ihn Alle kennen.
Mögen brüderlich sich die umschlingen,
Die sich stolz Georgiens Söhne nennen.

Rustawelis Laute mag erschallen
Und die Alle wecken auf vom Schlummer,
Die wie Schatten duch das Leben wallen
Und erschlafft schon sind vom langen Kummer.

Zereteli ist ein gefeierter Lyriker, aber vor Allem ist er Dichter und hat sich auch der Aufgabe, ein nationales Epos zu schaffen, gewachsen gezeigt. Sein diesartiges Werk, „Der Statthalter Torniki“, welches eine bewegte Episode des mittelalterlichen Georgiens behandelt, ist eine gross angelegte und mit Geschick ausgeführte Dichtung, die dem georgischen Parnass zur wahren Zierde gereicht. Zereteli, der heute in Georgien so beliebt ist, dass ihn seine Landsleute zärtlicher Weise ihren Akaki nennen, steht noch in der Blüte der Jahre und ist eine höchst an-

genehme Erscheinung. Oft tritt er auch als öffentlicher Redner auf und seine Vorträge gehören zu dem Besten, das bis jetzt in dieser Hinsicht in Georgien geleistet worden.

Derselben Geistesrichtung, der Zereteli angehört, folgt auch Elias Tschawtschawadse, der als Lyriker fast ausschliesslich nur sein Heimatsland und dessen Vergangenheit besingt, wobei er jedoch mutvoll in die Zukunft schaut und nicht aufhört seine Landsleute zum Fortschritte aufzumuntern. Bei ihm gilt jeder Gedanke, jeder Atemzug dem Vaterlande und wo er auch herumwandere, überall denkt und fühlt er für die Heimat:

Am Kur.

So hör ich wieder dein vergess'nes Rauschen,
O Heimatsstrom! und aufgewacht vom Schlummer
Regt meine Seele wieder schwerer Kummer,
Denn nur betrübt darf ich dein Spiel belauschen.

Ja, wieder deckt sich auf die alte Wunde,
Der Schmerz ums Land einst so erhaben,
Als läg' in deiner Flut die Pracht begraben,
Die einst geglänzt auf dieser Berge Runde.

Von jener Zeit, die hehr dahingegangen,
Reicht kaum zu uns noch ein Erinn'rungsschimmer,
Drum Heimatsstrom, der du heut rauschst wie immer,
Klag' jener Zeit mein Weh und mein Verlangen!

Elegie.

Im Schlummerlicht der blassen Vollmondstrahlen
Liegt träum'risch da mein liebes Heimatsland,
Und über ihm in Himmelsfernen malen
Die Riesengletscher ihre Silberwand.

So still! Die Heimat flüstert selbst dem Sohne,
Dem eignen Kind kein trautes Wörtchen zu.
Doch hör! mit welchem bangen Schmerzenstone
Schwer der Georgier stöhnt in seiner Ruh.

Ich steh allein! — der hohen Berge Schatten
Sind wie die Hüter dieser langen Nacht.
Ach Land! wann wirst denn du vom Schlaf ermatten,
Wann kommt die Zeit, da auch dein Lenz erwacht?

An die Aragwa.

Aragwà, Zeugin meines Volkes Lebens!
Kein andrer Strom ist mir so wert und teuer,
Bei dir stand einst der Markstein unsres Strebens,
Bei dir erlosch das letzte Schlachtenfeuer.

Die Ruhmespracht des lieben Heimatslandes
War lang die schönste Zierde deiner Fluren,
Hier war die Wiege unsres Ritterstandes,
Hier stolze Feinde seine Kraft erfuhren.

In deinen ewig ungestümen Wellen
Liegt uusrer Vorzeit lange Mähr begraben,
Und jede Scholle bis zn deinen Quellen,
Mag unsrer Ahnen Blut gesogen haben.

An deinem Ufer, wo es jetzt so öde,
Stand einst der Bagratiden Königsveste,
Hier donnerte oft tapfrer Helden Rede,
Hier weilten sieben Kön'ge eint als Gäste.

Fort wogten deine Wellen, es verflossen
Jahrhunderte, von Herrlichkeit umschimmert;
Mit ihnen schwanden jene Kampfgenossen,
Die heut kaum ein Erinn'rungsstrahl umflimmert.

Wie oft schau ich nicht hin auf deine Wellen,
Als wollt' ich jenen Glanz zurückverlangen!
Doch wie mit Eile sie vorüberschnellen
Und eilend lispeln sie mir zu: Vergangen!

Auch der neu erwachende Frühling erinnert ihn nur ans Vaterland und macht seinen Wunsch, es wieder aufblühen zu sehen, rege:

Wieder lacht die milde Sonne
Und die Lerche singt,
Alles schwelgt in süsser Wonne,
Die der Frühling bringt.

Längst schon prangt um junge Reben
Grünes Maigewand.
Wann erwachst denn du zum Leben,
Teures Vaterland?

Dabei ist jedoch Tschawtschawadse kein müssiger Elegiendichter, er beschränkt sich nicht auf wehmutsvolle Klagen, sondern spornt zur That an und verlangt von seinen Landsleuten eine neue Bahn zu betreten:

An die georgische Mutter.

O Mutter! in vergangnen Ruhmeszeiten
War heilig unsern Frau'n das Vaterland,
Zu tapfern Helden sie die Söhne weihten
Und hielten wacker stets im Unglück Stand.

Der Riesenberge mächtig Donnerrollen
War jener Söhne rauhes Wiegenlied,
Und nie erschreckte sie der Feinde Grollen
Denn stets ihr Heldenmut den Sieg entschied.

Die Zeit ist hin und schweren Elends Schläge
Erschütterten, o Mutter, deine Kraft,
Und Schatten gleich ziehn hin am Lebenswege
Heut' deine Söhne, längst vom Schmerz erschlafft.

Sag an, wo ist der Heldengeist der Ahnen,
Ihr hoher Rittersinn, der uns heut fehlt?
Zerrissen sind die alten Siegesfahnen,
Kein Freudenstrahl Georgiens Flur erhellt.

Doch eitel ists, den Glanz noch zu beklagen,
Der längst entschwand und nimmer wiederkehrt.
Schon hat der Neuzeit Stunde uns geschlagen
Und uns aus langem Schlummer aufgestört.

Heut gilt es unsre Zukunft zu bereiten
Und zu betreten eine neue Bahn.
Lass deine Söhne mutig vorwärts schreiten
Und meine Hoffnung bleibt vielleicht kein Wahn.

Hier ist, o Mutter, deines Wirkens Anker,
Hier magst du ausstreu'n deiner Tugend Saat;

Gieb deinen Söhnen Kraft, auf dass sie wacker
Der Heimat beistehn stets mit Rat und That.

Begeistre sie für wahre Bruderliebe,
Für Gleichheit, Freiheit, edle Menschlichkeit,
Weck ihrer jungen Herzen beste Triebe,
Lehr wirken sie im Geist der neuen Zeit!

O lehr sie, Mutter, nur dem Guten dienen,
Mag ihnen leuchten stets der Wahrheit Licht,
Und glaub' es mir, von ihrem Stern beschienen,
Verderben ihrer Mühe Werke nicht!

Seine schriftstellerische Laufbahn begann Tschawtschawadse zu Anfang der Sechziger Jahre und zwar trat er damals so energisch gegen alles Rohe und Willkürliche auf, das noch am Leben seiner Mitbürger haftete, dass er sie wie aus tiefem Schlummer aufrüttelte. Seine erzählende Dichtung „Aus dem Leben eines Räubers" war wie ein Verdammungsurteil für alle georgischen Gutsbesitzer, die die ihnen untergebenen Bauern knechteten und aus deren letzten Schweisstropfen noch Nutzen für sich ziehen wollten. Einen wahren Aufruhr riefen die Bekenntnisse des Räubers Sakro hervor, aber noch mehr Aufregung verursachten seine in Prosa geschriebenen Erzählungen. Die Masse der georgischen Gesellschaft war daran gewöhnt, Alles für gut zu finden, was georgisch war und mit einem Male riss ihnen Tschawtschawadse den Schleier von den Augen und zeigte, wie elend, zerfahren und verknöchert ihr Leben sei. Von allen Seiten wurde der kühne Dichter, der es gewagt hatte seinen Landsleuten die Wahrheit zu sagen, des Verrats und des Hasses gegen sein Vaterland beschuldigt, und nur Wenige erkannten seine edle Absicht und zollten ihm dafür ihr Wohlwollen.

Doch Tschawtschawadse erschrak nicht vor diesem Sturm der Missgunst, sondern blieb fest und unerschütterlich auf seinem Posten stehen und kämpfte mutig fort gegen alles Rohe und Niedrige. Erst nach der Ablösung

der Bauern vom Frohndienste, da diese freie Staatsbürger geworden waren und sich Manches in Georgien zum Bessern gewendet hatte, trat er von seinem Posten ab und widmete nun seine schriftstellerische Thätigkeit der Verherrlichung des Vaterlandes. Jetzt liess auch der Sturm, der gegen ihn gewütet, allmählich nach und die meisten seiner Landsleute gestanden ihm zu, dass er ihnen zur Selbsterkenntnis verholfen hatte.

In seinem historischen Gedichte „Mutter und Sohn" zeigte er die Macht der Vaterlandsliebe, wie sie einst die Georgier der Vorzeit beseelte. Die Mutter soll ihren einzigen Sohn in den Kampf ziehen lassen, aber ihr Mutterherz wird wankelmütig, denn der Sohn ist ja die einzige Freude und Hoffnung ihres Lebens. Doch die Liebe zum Vaterlande siegt endlich in ihr und wie eine Spartanerin ruft sie aus: „Er ist die einzige Stütze meines Alters, aber nimm ihn hin, o Vaterland, er gehört dir! Ja, es betrübt mich, dass ich dir an einem so verhängnisvollen Tage nur einen Verteidiger opfern kann."

Nicht minder erhaben erscheint der Patriotismus in einem anderen gleichfalls historischen Gedichte „Die Selbstaufopferung des Demetrius." Im „Phantome" lässt der Dichter die Vergangenheit Georgiens vorüberziehen und mit folgenden Worten charakterisiert er das ehemalige Geschick und die Mission seines Vaterlandes: „O Georgien, du Perle und Zierde der Erde! Wieviel Leid und Elend hast du nicht für den Christusglauben ausgestanden! Sag' an, welches andere Land hatte einen so dornigen Pfad zu durchschreiten wie du? Wo ist ein Land, welches einen so erschöpfenden, zwanzig Jahrhunderte währenden Kampf ausgehalten hätte ohne von der Erde zu verschwinden? Du, Georgien hast es allein vermocht! Kein anderes Volk kommt dem deinigen an Ausdauer gleich. Wie oft vergossen nicht deine Söhne zu deiner Verteidigung ihr Blut! Jede Spanne deines Bodens ist damit befruchtet. Und

wenn sie sich auch mitunter vor der Übermacht beugten, erhoben sie doch wieder mutig das Haupt. Glauben und Freiheit waren ihre Ideale!

Fast alle diese Dichtungen stammen aus der Jugendzeit Tschawtschawadses, welcher dann während einer Reihe von Jahren tiefes Schweigen beobachtete, aber dafür auf dem Gebiete aller das Gemeinwohl betreffenden Angelegenheiten eine rege Thätigkeit entwickelte und seit ungefähr zehn Jahren die Monatsschrift „Iweria“ herausgiebt, die schon viel zur Hebung der Wissenschaft und Litteratur in Georgien beigetragen hat.

Vor ungefähr einem Jahre veröffentlichte er wiederum eine längere lyrische Dichtung „Der Einsiedler“, welche eine Volkslegende zum Vorwurfe hat.

Ausser Tschawtschawadse hat bis jetzt noch kein zweiter georgischer Schriftsteller so nachhaltig und kühn für den Fortschritt das Wort geführt und sein Verdienst ist es teilweise, dass sich heute der moderne Liberalismus ohne grössere Hindernisse in Georgien verbreitet.

Während die drei letztgenannten Dichter hauptsächlich den patriotischen Faktor im weitesten Sinne behandeln, weiht Raphael Eristawi seine Muse ganz der ländlichen Natur oder lässt alte Volkslieder in neuem Gewande aufleben. Das Leben des einfachen Landmannes, die Freuden ländlicher Zurückgezogenheit bilden meistens den Gegenstand seiner Gedichte und nur selten berührt er das Treiben der grösseren Welt.

Nachstehende Proben mögen genügen:

Die Heimat des Chewsuren.*)

Dort, wo geboren sind mein Pfeil und Bogen,
Wo meine Väter lebten, wo ihr Grab,
Wo ich zum wackern Manne ward erzogen,
Dort ist mein Heim, das Liebste, das ich hab'.

*) Georgischer Hochländer.

Nichts ist mir teurer als der Heimat Thale,
Als jene Felsen, wo der Adler haust,
Wo wild der Giessbach tobt in seinem Falle,
Wo von der Firne die Lawine saust.

In eurer Ebne ich an Sehnsucht leide,
Mein Herz strebt rastlos zu den Bergen hin,
Hier ist für mich das Leben keine Freude
Und dort möcht' ich selbst vor dem Tod nicht fliehn

Kein Zauber lockt mich in der Städte Mitte,
Mag Lust und Reichtum anderen gedeih'n.
Ich geb' dafür nicht meine Sennenhütte,
Noch meiner harten Schwelle Ruhestein.

Bewahre Gott!

In deine Kirche komm ich, Herr, in Demut,
Sei gnädig mir und mein Gebet erhör,
Bewahre mich vor allem Erdenübel,
Vor Pharisäern aber, Herr, noch mehr!

Stärk mein Gedächtniss, auf dass nützlich Wissen
Fürs ganze Leben eigen mir mög' sein,
Jedoch bewahre mich vor dummen Lehrern,
Vor Genusregeln, Griechisch und Latein!

Geld hab ich nicht, wer will denn welches borgen?
Auch hab ich alte Schulden schon genug,
Bewahre mich vor allen Leihanstalten
Und der armen'schen Wucherer Betrug!

Den Hof mach ich mit Eifer allen Frauen,
Nur alten Jungfern weich ich aus,
Bewahre mich vor alten Klatscherinnen,
Halt fern dies Volk von meinem Haus!

Ich lieb die Heimat und die Muttersprache.
Herr, segne mein Georgierland,
Bewahre es vor gier'gen Argonauten,
Vor ihnen schütz' uns deine Hand!

Im übrigen hat die Lyrik in Georgien noch manchen Pfleger und fast jede Zeitungsnummer bringt ein oder mehrere Gedichte, denn unter seinen mit einer so üppigen Einbildungskraft begabten Söhnen sind gar viele zum Dichten geneigt, aber nur wenige Auserlesene scheinen wirklich dazu berufen zu sein.

Weit weniger entwickelt als die Poesie ist die prosaische Erzählungslitteratur, die bereits im zwölften Jahrhunderte in Georgien gepflegt wurde und nun in unserer Zeit von neuem aufblühte. Ihre ersten Anfänge waren höchst naive Plaudereien, die noch ganz der orientailischen Phantasie angehörten und an unsere Ammenmärchen erinnerten.

Den wirklichen, den modernen Anforderungen entsprechenden Roman schuf erst der schon erwähnte Dichter Elias Tschawtschawadse, indem er wichtige sein Volk interessierende Lebensfragen berührte, eine künstlerische Charakterzeichnung einführte und den Stil verbesserte.

Seine Erzählungen, die zu Anfang der Sechziger Jahre erschienen, verursachten eine grössere Aufregung der Gemüter als es seine Gedichte vermochten, denn er übte an allen damals bestehenden Lebenszuständen eine scharfe Kritik und zeigte sich als entschiedener Gegner aller derer, die dem mittelalterlichen Schlendrian treu, in den Tag hineinlebten.

In der ersten Erzählung „Ist das ein Mensch?“ enthüllte Tschawtschawadse die moralische Gesunkenheit des damaligen Landjunkertums. Der Held ist ein wohlhabender Gutsbesitzer Luarsab Tatkaridse, welcher mit sich selbst zufrieden auf seinem Landgute lebt und dem ausser der Leibesnahrung und dem weichen Lager nichts weiter Sorge macht. Alles, was ausser dem Bereiche dieser täglichen Bedürfnisse liegt, existiert nicht für ihn und er ist bereit, jeden einen Thoren zu nennen, der sich mit anderen Dingen etwas zu schaffen macht. Alle Bequemlichkeiten geniesst er mit einer grossen Gewissenhaftigkeit, denn ihr

Genuss steht ihm ja nach göttlichem Rechte zu und in dieser Hinsicht ist jegliche Änderung unmöglich, da er eine solche eben nicht begreift. Er hat von seinen Vorfahren ein grosses Vermögen geerbt und zieht daher ohne Arbeit und Sorge daraus Nutzen. Das ist Alles, das Übrige Unsinn. Mit dieser Ordnung der Dinge sollten Alle zufrieden sein, auch der Bauer, den er knechtet, denn er selbst ist ja damit zufrieden. Sein tägliches Leben ist höchst zwecklos, fast tierisch. Am Morgen hat Tatkaridse stets eine lange Besprechung mit seinem Koche wegen des zuzubereitenden Mittagsmahls, worauf er die Pfeife anzündet und auf dem Sopha ruhend die Fliegen an der Zimmerdecke zählt. Nach dem üppigen Mahle, von welchem er natürlich halb angetrunken aufsteht, schlummert er und des abends treibt er derbe Scherze mit seiner Ehehälfte oder lässt sich Räubergeschichten erzählen.

Das war der Durchschnittstypus eines georgischen Landjunkers vor ein paar Jahrzehnten und es ist begreiflich, dass die Titelfrage des Verfassers „Ist das ein Mensch?“ Schamröte auf den Gesichtern der Betroffenen hervorrufen musste.

In seiner zweiten Erzählung „Bekenntnisse eines Bettlers“ lässt Tschawtschawadse energischere, grellere Charaktere auftreten und manche Szenen, die er hier schildert, zeigen wieviel Rohheit noch an dem damaligen Leben der Georgier haftete. Andererseits mildert er jedoch wieder diese dunklen Züge und stellt dem leidenschaftlich ungestümen Gutsbesitzer einen edlen, tugendhaften Bauer entgegen.

Im eigentlichen Sittenromane steht Tschawtschawadse bis heute in Georgien allein da, denn seine Nachfolger wandten sich wieder der tendenzlosen Novelle zu. Auch der beliebteste Belletrist der Gegenwart, Motschchubaridse (Kasbek) behandelt meist nur kleinere, wenig in das Sittenleben der georgischen Gesellschaft eingreifende Sujets,

wobei er allerdings mitunter höchst interessante Episoden aus dem Treiben der kaukasischen Bergbewohner schildert. Es ist das ein noch junger, begabter und sehr fruchtbarer Erzähler, der in kurzer Zeit der Liebling der georgischen Leserwelt geworden und dessen Novellen fast ununterbrochen das Feuilleton der Zeitung „Dronba" („Die Zeit") füllen. Den Stoff holt er sich stets aus den kaukasischen Bergen, weshalb auch seine Erzählungen eine seltene Naturfrische besitzen, aber an einer fast schematischen Wiederholung der Fabel leiden. Die Menschen, die er schildert, sind noch treue Kinder der Natur, leidenschaftlich, ungestüm, mitunter roh, aber auch edel, tapfer und tugendhaft. Mit viel dichterischer Begabung malt Motschchubaridse die Naturschönheiten der Gebirgslandschaften und diese Schilderungen übertreffen bei weitem seine Charakterzeichnungen.

Auch die historische Erzählung hat schon in der georgischen Litteratur Eingang gefunden, obwohl alle derartigen Werke noch viel zu wünschen übrig lassen. Rtscheulis historische Romane „Königin Tamara" und „Königin Anuka" sind die gelesensten.

Im Ganzen genommen ist die georgische Belletristik noch im Werden begriffen und wenn auch so tüchtige Schriftsteller wie Akaki Zereteli an ihrer Förderung arbeiten, ist sie doch noch nicht zur künstlerischen Vollendung gelangt.

Der neueste Zweig des georgischen Schrifttums ist die dramatische Poesie, die erst mit der Errichtung des georgischen Theaters im Jahre 1850 aufkam. Ihr Schöpfer war der Dichter Georg Eristawi, welcher auch die Nationalbühne gründete und zwar begann er hierbei nicht mit der Zurechtschneidung fremder Schwänke und Possen, sondern suchte gleich dem Theater eine nationale Grundlage zu geben, indem er mehrere Lustspiele verfasste, denen das georgische Leben zum Vorwurfe diente. Auf

diese Weise brachte er gleich im Anfange das Charakterspiel auf die Bühne und half seinen Landsleuten den wahren Zweck des Theaters begreifen. Besonders gelang ihm die Schilderung des Landjunkers und des Kaufmannes.

Ihm folgten bald eifrige Nachahmer, aber nur wenige von ihnen waren zur Bühnenschriftstellerei befähigt. Erst Akati Zereteli und Motschchubaridse brachten wieder Gediegeneres auf die Bretter und gegenwärtig ist es A. Zagareli, welcher im Lustspiele Namhaftes leistet und dessen Stücke auch wirklich Erfolg haben. Seine Lieblingstypen sind der kleine Gutsbesitzer, der Kleinhändler und der Bauer und diese höchst charakteristischen Gestalten weiss er wirklich geschickt und mit einer Beimischung gesunden Humors zu schildern. Sein bestes Lustspiel ist „Jetzt sind andere Zeiten“, in welchem er ein Stück komischen Lebens vorführt und den verknöcherten Landjunkern gehörig die Meinung sagt, sie aber dabei bis zur Karrikatur verzerrt.

Die Mängel der meisten georgischen Originalstücke sind noch sehr zahlreich, aber glücklicherweise ist die Kritik sehr rührig und arbeitet darauf hin, aus den Mustern des Abendlandes Nutzen zu ziehen. Wo Shakespeares Dramen vor vollen Bänken gespielt werden, dort ist vorauszusetzen, dass der Kunstsinn in Zunehmen begriffen ist, wenn auch Vieles noch hinkt und nicht gehörig „klappt“.

Vollkommenheiten darf man eben im georgischen Geistes- und Kunstleben noch nicht suchen, wohl aber eifrige Bestrebungen. Es ist schon genug, wenn sich ein Volk in wenigen Jahrzehnten aus einer fast vollständigen Kulturlosigkeit zu dem Standpunkte emporgearbeitet hat, auf welchem heute die Georgier stehen. Alle Faktoren des modernen Lebens sind bei ihnen rege geworden, zwar teilweise nur schwach, aber wenigstens sind ihre Keime erschlossen und die Zeit wird wohl ihr Wachstum fördern. Auch in der Wissenschaft beginnt es sich bei ihnen zu

regen und rüstige Lehrer wie Gogobaschwili, Guladse und andere schreiben gediegene Unterrichtsbücher, wobei ihnen deutsche Werke zum Vorbilde dienen, Kipiani fördert die Kenntnis der georgischen Sprache und der unermüdliche Bakradse sowie der Pfarrer Gwaramadse bringen durch ihre gewissenhaften Forschungen immer mehr Licht in die Vergangenheit ihres Vaterlandes.

Ja, Georgien arbeitet an seinem modernen Kulturleben und die Zukunft wird zeigen, ob seine Dichter Recht hatten, als sie ihm einen neuen Lebensfrühling prophezeiten!



INHALT.



C. G. Röder, Leipzig.

